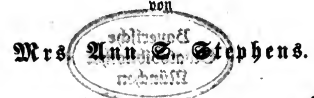


Der

Engel der Grenze.

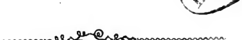
Eine Erzählung

von



Mrs. Ann S. Stephens.

Aus dem Englischen.



Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1866.



Der

Engel der Grenze.

Eine Erzählung

von

Mrs. Ann S. Stephens.

Aus dem Englischen.



Leipzig,

Verlag von Ch. E. Kollmann.

1866.

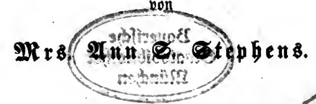


Der

Engel der Grenze.

Eine Erzählung

von



Mrs. Ann S. Stephens.

Aus dem Englischen.



Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1866.

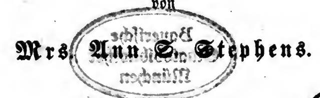


Der

Engel der Grenze.

Eine Erzählung

von



Mrs. Ann S. Stephens.

Aus dem Englischen.



Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1866.



Erstes Kapitel.

Der Abend vor der Abreise.

In dem westlichen Theile Pennsylvaniens, in der Nähe der Quellen des Ohio, liegt eine kleine Stadt, die zu Ende des letzten Jahrhunderts kaum dreißig Feuerstätten zählte.

Zu dieser Zeit bildete dieser Flecken eine Grenz-Colonie, da aber so viele andere entfernt gelegene Niederlassungen an einander grenzten, ehe man diesen Flecken erreichte, so rechnete man denselben kaum als zu dem großen Westen gehörig.

In diesem Flecken wohnten wohlhabende Farmer, welche einträgliche, fruchtbare uud umfangreiche Ländereien besaßen, und die, nachdem sie von Tagesanbruch an gearbeitet, sich am Abend ganz sicher unter ihre ländlichen Dächer zurückzogen, ohne sich um die mehr oder minder furchtbaren Angriffe ihrer Brüder, der Wilden, zu kümmern.

Dennoch hatten diese unangenehmen Nachbarn wenige

Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung mehrmals geplündert und gemordet, und zwar in einer Gegend, die noch weniger dem fernen Westen angehörte, als die, in welche wir unsere Leser einführen, was natürlich bei Allen ein unbestimmtes Gefühl des Schreckens hervorgerufen. Diese Furcht der Weißen hatte sich jedoch nach und nach vermindert, da es den Indianern nicht gelungen war, ihre Plünderungen weiter auszudehnen.

Es war ein Frühlingsabend, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir bereits gesagt haben. Die Nacht war finster und der mit Wolken bedeckte Himmel verbreitete eine Dunkelheit, in der man die Häuser kaum erkennen konnte. Zahlreiche Lichtpuncte, welche gruppenweise, wie kleine Sterne am Himmel, funkelten, zeigten jedoch unbestimmt die Wohnungen an, welche in der unermeßlichen Fläche der kahlen, urbar gemachten Felder lagen, die sich nach Westen in der Richtung des Ohio und Virginiens ausbreiteteten, während im Osten, nach Pittsburg zu, andere Wohnstätten den Einwohner durch die Gewißheit beruhigten, daß er sich noch in einem civilisirten Lande befände.

Am östlichen Ende des Dorfes erhob sich ein großes, hölzernes Haus, aus dessen Erdgeschoß ein heller Lichtschein drang. Um den Heerd, auf welchem ein tüchtiges Feuer knisterte, saßen sechs Personen, die ein ziemlich lebhaftes Gespräch führten.

Der Erste war ein Mann in mittleren Jahren, in dessen kräftiger Gestalt Anlage zu einem gewissen Em-

bonpoint vorhanden war, und in dessen heiterem und einnehmendem Gesicht sich Wohlwollen ausprägte.

Neben ihm saß seine Frau, die um einige Jahre jünger war, als er. Sie besaß gleichfalls ein angenehmes Gesicht und ihre klare und klangvolle Stimme hatte etwas Melodisches, was nicht ohne Reiz war.

An der anderen Seite des Heerdes saß ein kräftiger junger Mann von kühnem, elegantem und fast schönem Wuchse und neben ihm befand sich ein junges Mädchen im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, die man, ohne im Geringsten zu übertreiben, wirklich schön nennen konnte.

Das ältere der beiden Paare war, wie wir bereits gesagt haben, Mann und Frau, während das zweite nur Brautleute waren, die sich jedoch vorgenommen hatten, nächstens in den Ehestand zu treten.

Der Name der Eltern war Abbot. Das junge Mädchen war ihre Tochter, welche Marianne Abbot hieß, und der junge Mann war der Bräutigam der Letzteren. Abbots waren Farmer, welche, da alle ihre Hoffnungen fehlgeschlagen, den außerordentlichen Entschluß, wie alle Verzweifelten jener Zeit es thaten, gefaßt hatten, weit, weit nach Westen, nach dem schönen Kentucky zu wandern. Ein großes, flaches Boot sollte am nächsten Morgen den Fluß herabkommen und ihre Tochter Marianne mitnehmen, welche einige Nachbarn begleiten wollten. Die Eltern dagegen mußten, weil sie ihren Entschluß, abzureisen, so schnell gefaßt, und

ihre Angelegenheiten noch zu ordnen waren, ihre Reise aufschieben.

Ueberdies waren sie vollkommen beruhigt, da die Anzahl der Beschützer Mariannens größer war, als sie erwartet hatten, und unter dem eifrigem Schutze dieser Freunde sollte Marianna die Ankunft der Eltern in der neuen Heimath erwarten.

Der Verlobte Mariannens, Russel Mansfield, war der einzige Sohn seiner Eltern, wie Marianne die einzige Tochter ihrer Eltern war. Die Zuneigung der beiden Verlobten währte schon seit ungefähr zwei Jahren und die beiden Familien hatten sich vorgenommen, Marianne und Russel für das ganze Leben zu vereinigen, sobald ihre Verhältnisse es gestatten würden.

Ehe aber Mansfields auswandern konnten, mußten sie wie Abbots, aus denselben Gründen, ihre Reise aufschieben und sprachen den Wunsch aus, daß Russel bei ihnen zurückbleiben, und sie auf ihrer Reise begleiten möchte.

Was den jungen Mann betraf, so hatte er sich nicht ohne großen Schmerz mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich, wenn auch nur auf einige Monate, von seiner Geliebten zu trennen, aber nach reiflicher Ueberlegung und von seinem gesunden Menschenverstand geleitet, gelangte er zu der Einsicht, daß es im Ganzen genommen besser wäre, Mariannen unter dem Schutze eines Dutzends gut bewaffneter und muthiger Freunde abreisen zu lassen, als von ihr zu verlangen, auf ihn

zu warten, da er ja nicht gewiß wußte, ob er auch nur die Hälfte dieses kleinen Contingents würde stellen können. Nach dieser reiflichen Ueberlegung Russel's hatte man die bereits genannten Bestimmungen getroffen.

„Wenn sich nun beim Beginn unserer Reise ein Sturm erhöbe, wäre das nicht eine schlimme Vorbedeutung, Vater?“ fragte Marianne lächelnd.

„Still, still! meine liebe Marianne; nicht solche thörichte Gedanken,“ sagte der Vater, „ich wünsche nur, Deine Mutter hätte eine eben so schöne Eskorte, wie Du, wenn sie Dir folgen wird.“

„Verzeihung, Vater, ich habe nicht im Ernst gesprochen. Ich fürchte mich nicht; lieber gar!“

„Was die Gefahr betrifft, so ist doch welche vorhanden,“ bemerkte Mansfield, „aber sie bedroht nur die Schwachen und Unerfahrenen. Was mich beruhigt, ist der Umstand, daß Deine Caravane aus entschlossenen Männern besteht, die mit allen Anschlägen der Wilden vertraut, und fähig sind, alle Pläne des Feindes zu vereiteln.“

„Du hast recht, liebe Marianne, kein schwarzer Plan soll Deine Sicherheit stören. Ueberdies giebt es denn nicht in den gefahrvollsten Stunden Einen, der die Macht hat, die Schwächsten zu schützen? Gefahren! Vielleicht begegnen sie Dir auf allen Seiten, aber durch die Hülfe der edelmüthigen Menschen, die Dich schützen wollen, und unter dem Beistande des Allmächtigen, wirst

Du alle diese Gefahren überstehen, mein liebes Kind," fügte die Mutter hinzu.

„Nur Eins beruhigt mich wirklich," sagte Abbot, „nämlich die Geschichte mit Mac Gable. Es ist gerade ein Jahr verstrichen, seitdem er fort ist, und Du wirst Dich erinnern, meine Tochter, daß sein letztes Abschiedswort die Drohung war, an Dir Rache zu nehmen."

„Was für ein Leid kann er mir denn zufügen?" fragte Marianne erstaunt; „wer weiß denn, wo er überhaupt hingegangen ist?"

„Nach dem Westen, hat man mir erzählt," erwiderte Abbot ruhig. „Ach, bah, was thut es denn? Deßwegen brauchst Du nicht zu erschrecken."

Hierauf blickte er um sich, als ob er fürchtete, von Fremden gehört zu werden, und fügte dann leise hinzu:

„Ich habe eine unheimliche Geschichte in Bezug auf Mac Gable erzählen hören."

„Was denn für eine?" fragte Marianne mit verhaltenem Athem.

„Man hat mir erzählt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er seinen Glauben abgeschworen hat, daß er sich täglich durch Greuelthaten befleckt, wie sie nur von Girti, Mac Gee, Proktor und andern solchen Räubern verübt werden können."

„Und wo begeht er denn gewöhnlich seine Missethaten?" fragte Mansfield.

„Mein Gott! Ich wollte Dich nicht beunruhigen,

Marianne, aber im Grunde genommen schadet Dir es nichts, wenn ich es Dir sage, und da alle Deine Gefährten dieselbe Geschichte wissen, so ist nichts Schlimmes dabei, wenn ich Dich vor ihm warne. Als er sich den Indianern und Engländern anschloß, war er mit bei den Banden, welche die Colonien, die nicht Widerstand leisten konnten, angriffen und die Reisenden plünderten. Aber er war feig und hielt die Sache für zu gefährlich. Jetzt hat er seine Tactik geändert. Er ist Flußpirat geworden."

„Was Flußpirat?" riefen Abbot's Zuhörer aus.

„Ja; er kriecht wie eine Schlange an den Ufern des Ohio dahin, und versucht es durch tausend Mittel, die Passagiere der Schiffe an's Ufer und in seine Schlinge zu locken. Der Teufel selbst scheint ihn bei seinen Erfindungen beizustehen, denn er geht so listig zu Werke, daß die schlauesten Jäger und die ältesten, erfahrensten Holzhauer in seine Falle gegangen sind."

„Was macht er denn mit seinen Gefangenen?"

„Man hat nie gehört, daß er je einen am Leben gelassen hätte. Der Tod durch den Tomahawk oder das Feuer ist das Schicksal, welches sie erwartet. Was die Frauen betrifft, so ist ihr Schicksal noch viel schrecklicher."

„Wodurch ist er denn auf diesen abscheulichen Weg geführt worden?"

„Ich glaube durch seine diabolische Natur. Er hat mehr als einmal geschworen, daß er sich an Dir rächen

würde, meine Tochter, weil Du ihn abgewiesen, und nach meiner Tochter trifft sein unversöhnlicher Haß Dich, Mansfield."

„Wollte Gott," sagte der junge Mann, vor Zorn und Entrüstung kochend, „daß wir uns eines Tages Antlitz gegen Antlitz und unter gleichen Umständen begegneten; dann würde er nicht länger das menschliche Geschlecht durch sein Dasein schänden."

„Vielleicht begegnest Du ihm eines Tages, Russel! Was ist dies denn für ein Geräusch? Sollte Das Donner sein?"

Alle vier horchten. Es war wirklich das Rollen des in der Ferne grollenden Donners, in welches sich das wüthende Heulen des Windes mischte, der die Bäume schüttelte, welche um das Haus herum standen. Ein furchtbares Gewitter thürmte sich auf, dicke schwarze Wolken von ungeheuerlichen Formen jagten am Himmel dahin, und als Mistreß Abbot am Fenster Platz nahm, sah sie beim Scheine des Feuers, wie die Gipfel der Bäume zusammenstießen, und sie hörte den Wind deutlicher mit fürchterlichem Getöse um das Dorf heulen.

„Es zieht ein furchtbares Gewitter heran," sagte sie, indem sie auf ihren früheren Platz am Heerde zurückkehrte und ihr Strickzeug, welches sie auf ihrem großen Lehnstuhl hatte liegen lassen, wieder zur Hand nahm; „aber ich hoffe, daß es bis Tagesanbruch wieder vorüber sein wird."

„Ich glaube auch, daß es nicht lange dauern wird," fügte Mansfield hinzu.

Hierauf trat eine lange Pause ein. Abbot, der immer noch in seiner Ecke saß, blies leichte Rauchwolken aus seiner Pfeife, während er nachdenklich in's Feuer schaute, und mit dem Auge den Bildern folgte, welche die weißglühenden Reste auf der rothen Asche des Heerdes bildeten. Die Mutter strickte immer fort, indem sie dabei stoßweise mit ihrem Stuhle schaukelte, und ein altes Lied vor sich hinsummte.

Von Zeit zu Zeit richtete sie ihre Augen auf ihren Gatten, dann, auf ihre Tochter, und endlich wieder auf ihre Arbeit. Eine kleine Katze sprang vergnügt in der Stube mit einem Garnknaul umher, den sie als Ball benutzte, und von Zeit zu Zeit losließ, um sich um ihren Schwanz herumzudrehen, ohne denselben erreichen zu können. Da ihr das nie gelang, gab sie es endlich auf und sprang dann plötzlich auf den Kopf des großen Hundes, welcher in festem Schlafe zu Mariannens Füßen lag.

Das gutmüthige Thier ließ sich anfänglich geduldig Kopf und Nacken durch die scharfen Krallen des kleinen Schelmes zerkratzen, aber endlich riß ihm die Geduld, und er packte das boshafte Thier mit der Schnauze, schüttelte es einige Male hin und her, und warf es dann tüchtig mitten in die Stube, daß es wieder in die Höhe schnellte. Hierauf nahm er seine halb leblose Stellung wieder ein, schloß ruhig die Augen

und streckte sich zu den Füßen seiner jungen Herrin nieder.

An der anderen Seite des Heerdes lag Hero, der Wächter des Hauses. Er streckte sich am Feuer aus, und hielt seine Nase zur Hälfte zwischen seinen beiden Pfoten versteckt. Das edle Thier, welches Zeuge des Angriffs auf seinen Kameraden gewesen war, und nun fürchtete, seinerseits belästigt zu werden, sah zu verschiedenen Malen das muthwillige Kätzchen von der Seite an, indem er leicht das Ohr spitzte, als ob er sagen wollte, daß Niemand ihn ungestraft belästigen dürfe, und daß es gefährlich sei, sich mit ihm zu necken.

Die kleine Katze schien jedoch vom Teufel der Bosheit besessen zu sein. Sie ging keck gerade auf den Hund zu, legte ihre Pfote auf seine kalte Nase und kratzte ihn auf schreckliche Weise. Das mächtige Thier richtete sich auf und gab ihr einen Schlag, daß sie auf der Erde dahinrollte. Mit unvergleichlicher Ruhe aber stand sie wieder auf und begann mit einem Garnknäuel zu tändeln, ohne sich weiter um ihre doppelte Niederlage zu kümmern, während Hero knurrend den Kopf mit einem drohenden Blick wieder sinken ließ und seinen unterbrochenen Schlaf fortsetzte.

Inzwischen ließ die alte Pendeluhr auf dem Kamine ihr monotones Tick-Tack hören. Der Wind, welcher sich in dem Schlot verfing, heulte schrecklich, so daß es war, als ob das Haus von dem unheimlichen Stönen widerhallte. Bald hörte man den Regen an das Fenster

peitschen, ein furchtbarer Donnerschlag erdröhnte und das Gewitter entfesselte seine ganze Wuth. Von Zeit zu Zeit schien es schwächer zu werden, brach dann aber nach einer kurzen Pause um so stärker los.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr Neun. Abbot klopfte die Asche aus seiner Pfeife, nahm die alte, in Holz gebundene Bibel zur Hand und begann ein Kapitel aus dem heiligen Buche vorzulesen. Die Mutter legte ihr Strickzeug bei Seite und faltete die Hände auf den Knieen. Marianne und Mansfield lauschten mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit.

Nachdem das Kapitel zu Ende gelesen war, knieten Alle andächtig nieder, und ein ernstes, rührendes Gebet des Familienvaters stieg zum Throne des Allmächtigen empor. Das klagende Seufzen des Windes erhöhte die Feierlichkeit dieses Auftritts und schien der Bitte, welche man zum Himmel sandte, eine ernste Bedeutung zu verleihen.

Als die Eltern sich erhoben, wünschten sie Russel gute Nacht und zogen sich zurück. Als dieser allein mit Marianne war, näherte er sich ihr, zog sanft den Kopf des jungen Mädchens an seine Brust und sagte:

„Woran denkst Du denn, Marianne?“

„Ich bin erstaunt über Das, was der Vater uns soeben erzählt hat.“

„Was denn? Wohl was Mac Gable betrifft!“

„Ja.“

„Und es erschreckt Dich?“

„Ja, ich gestehe, daß ich nicht völlig frei von Besorgniß bin. Du weißt ja, was für ein verzweifelter Mensch er ist, und was für schreckliche Leidenschaften in seinem Busen kochen. Ich kenne ihn besser als Du, Russel."

„Das glaube ich," erwiderte der junge Mann im Tone eines leichten Vorwurfes.

„Was meinst Du denn mit diesen Worten?" fragte sie, indem sie ihn mit einem ärgerlichen Ausdruck in ihren schönen blauen Augen ansah.

„O nichts ...." erwiderte er lachend und küßte ihre erröthende Wange.

„Ich wollte nur sagen, Russel, daß ich ihn deßwegen besser kenne, als Du, weil er mich nur zu lange mit seiner Gegenwart belästigt hat. Ich fürchtete mich vor ihm, wie vor einer Schlange, und als ich ihm endlich erklärte, daß ich ihn nicht wiedersehen möchte, verließ er mich, indem er eine Verwünschung ausstieß. O Russel, nicht mir allein fluchte er, sondern auch Dir. Er schwur, daß er Dich umbringen wollte, weil Du, wie er sagte, die Ursache seines Unglückes wärest, und er fügte hinzu, daß er sich auch an mir rächen würde.

„Du fürchtest doch aber Nichts für mich?"

„O doch, Russel, denn so lange er lebt, werde ich seine Macht fürchten. Ich würde es fast lieber sehen, wenn mein Vater hier bliebe; aber es wird mir nie gelingen, ihn zu diesem Entschluß zu bringen, und es

ist daher nutzlos, ihn noch in diesem letzten Augenblicke zu belästigen."

„Ich kann Deine Befürchtungen nicht theilen, Marianne. Du gehst in eine gutbewachte Colonie, deren Einwohner es aus dem Grunde verstehen, wie sie gegen die Indianer kämpfen müssen. Ich sehe nicht ein, warum Du Dich ängstigen solltest."

„Ich will hoffen, daß ich nicht Grund dazu finde," erwiderte das junge Mädchen seufzend. „Wenn ich dort anlange, so werde ich mit großer Unruhe die Ankunft meiner Eltern und die Deinige erwarten."

Die beiden Verlobten setzten ihr Gespräch noch eine Zeit lang fort und verständigten sich über ihre Zukunftspläne, worauf unser Held, nachdem das Gewitter sich zertheilt, den Entschluß faßte, fortzugehen.

Wie der Leser wohl leicht errathen haben wird, hatte der Mann, von dem man gesprochen, früher um Mariannens Hand angehalten. Er war vor ungefähr zwei Jahren in das Dorf gekommen und hatte sich Tom Mac Gable genannt. Weiter wußte Niemand Etwas von ihm. Er gab vor, aus den Weststaaten zu stammen, und besaß keinen Verwandten in dem Dorfe. Er war ein hagerer, musculöser Mann und hatte scharf ausgeprägte Gesichtszüge. Er trug das Haar lang wie die Indianer, und seine schwarzen, unruhigen Augen verliehen seinem Gesicht einen Ausdruck des Mißtrauens und der Heuchelei. Da er wegen der Heftigkeit seiner Leidenschaften bekannt war, fürchteten ihn Alle, die mit ihm in Berührung kamen.

Marianne hatte seine Anträge mit unzweideutigem Widerwillen zurückgewiesen, aber er hatte trotzdem seine Bewerbung in zudringlicher Weise fortgesetzt, bis man ihm das Haus verboten. Hierauf hatte er das Land verlassen und Rache geschworen, und das Gerücht behauptete, daß er nach dem Westen gewandert wäre, wo er sich mit den Indianern gegen die Weißen verbündet hätte. Es war guter Grund zu dem Glauben vorhanden, daß dieses Gerücht wahr sei, denn man wußte nur zu gut, daß der Bösewicht vor Nichts zurückschrecken würde, wenn es gälte, seine Rache zu befriedigen.

Zweites Kapitel.

Das Schicksal eines Bootes.

Wie wir oben gesagt, hatte das Gewitter sich verzogen, und der Morgen brach hell und schön an. Die Vögel hüpften zwitschernd von Zweig zu Zweig, auf jedem Blatt, auf jedem Grashalm funkelte ein durchsichtiger Tropfen, und das ganze Dorf war bereits auf den Füßen.

Das am Ufer festgebundene Boot schien geduldig auf seine lebendige Ladung zu warten. Wirklich strömten auch von allen Seiten die Bewohner des Dorfes nach dem Flusse, und bald begann mittelst vom Ufer nach dem Boot gelegter Bretter die Einschiffung derjenigen Personen, Möbel und Utensilien, welche fortgeschafft werden sollten.

Darauf begannen die Abschiedsscenen, das Thränenvergießen und das Umarmen. Zu den Auswanderern gehörten außer Marianne sieben Frauen und zehn Männer, also im Ganzen achtzehn Personen. Alle hatten,

nur Marianne ausgenommen, Alles, was sie besaßen mit auf das Schiff gebracht, und setzten also ihre ganze Habe bei diesem gefahrvollen Unternehmen auf's Spiel.

Marianne umarmte ihre Eltern, und hörte ihre Rathschläge ehrerbietig an. In dem Augenblicke, wo sie den Fuß auf das Bret setzte, begegnete sie Mansfield.

„Lebe wohl," sagte sie heiter, „ich erwarte Dich in Kurzem."

Er faßte ihre Hand, hielt sie eine Zeit lang in der seinen fest, und sagte:

„Ich hoffe, daß wir, so Gott will, nur auf kurze Zeit von einander getrennt sein werden, meine liebe Marianne. Ich habe die Nacht nicht geschlafen, denn ich habe fortwährend an Dich gedacht. Ich glaube, daß für Dich Gefahr vorhanden ist .... nicht nur auf dem Flusse, sondern auch dann noch, wenn Du den Ort Deiner Bestimmung erreicht haben wirst. Du weißt, worauf ich hier anspiele .... ich beschwöre Dich, sei vorsichtig, setze Dich keiner Gefahr aus. Gott segne Dich! Lebe wohl! .... Wollte Gott, wir sähen uns bald wieder."

Dann drückte er ihr zärtlich die Hand und ließ sie in das Boot steigen. Nachdem das Bret an's Land zurückgezogen worden, begann das losgebundene Boot sich langsam zu bewegen. Von der Fluth emporgehoben, ward es dann in die Strömung des Flusses hineingesteuert.

„Glückliche Reise!" rief der alte Abbot. „Seid stets

auf die Gefahr vorbereitet, und habt ein offenes Auge auf die Hinterhalte. Laßt Euch unter keinem Vorwande dazu bewegen, die Mitte des Flusses zu verlassen. Nun seid Ihr gewarnt. Wenn Ihr betrogen werdet, so hat dann weiter Niemand die Schuld daran, als Ihr selbst."

Inzwischen schlug das Boot allmählich den rechten Cours ein und gewann bald die Mitte des Flusses. Eine Zeit lang konnte man es vom Ufer aus noch sehen, von wo aus man ihm mit Tüchern einen letzten Abschiedsgruß zuwinkte, dann entzog eine Krümmung des Flusses es den Augen der Dorfbewohner, die langsam mit einem letzten Blicke nach dem Ufer in ihre Wohnungen zurückkehrten, und der Mehrzahl nach, ihre Anstalten für die nächste Auswanderung überlegten.

Die, welche sich auf dem Boote befanden, wendeten die Blicke vom Ufer weg und beschäftigten sich mit den Vorbereitungen zu ihrer gefahrvollen Reise. Das flache Boot war groß und seine Bauart keine außergewöhnliche, wie auch sein unlenksamer Gang von den Umständen und dem Strome abhing. Es war eine Art große viereckige Kiste, deren hohe Ränder kugelfest waren.

Ungefähr drei Viertel seiner Länge nahm die Cajüte ein, welche mit dem übrigen Theile des Schiffes durch eine kleine Thür verbunden war. Ein großes Ruder hing an jedem der beiden Endpuncte des Schiffes und

schaukelte auf dem Wasser, und setzte allein dieses noch ganz patriarchalische Fahrzeug in Bewegung.

Man gelangte durch einen kleinen Gang von jedem Ende des Schiffes in die Cajüte, die in zwei Räume getheilt war.

Was die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtungen betrifft, so überlassen wir es dem Leser zu denken, ob sie viel zu wünschen übrig ließen.

Dagegen muß man zugeben, daß die Gelegenheit keine bessere, noch die Jahreszeit eine günstigere sein konnte, um allen Reisenden die angenehmsten Hoffnungen einzuflößen. Die Sonne war aufgegangen und sendete über Wald und Fluß ihre warmen und wohlthätigen Strahlen. Die Thautropfen, welche auf den Bäumen glänzten, glichen schwebenden Perlen, und die Wellen des Flusses waren wie geschmolzenes Gold. Ein leichter und durchsichtiger Nebel, stieg längs des Ufers auf und zertheilte sich allmählich durch die steigende Sonnenhitze in der Luft.

Von Zeit zu Zeit kam man an der Hütte eines Holzhauers vorüber. Dann sah man diesen ruhig mitten in seinem Eigenthum beschäftigt, als ob er sich einer Sicherheit und Ruhe zu erfreuen hätte, die nur durch einen Feind gestört worden. Bisweilen kamen diese Ansiedler mit ihren Frauen und Kindern an das Ufer und wechselten mit unseren Reisenden die herzlichsten Zeichen und Grüße. Es waren diese Vorüberfah-

renden die einzigen Weißen, die sie vielleicht seit Monaten erblickt hatten.

Gegen Mittag entdeckten die Reisenden weiter unten am Ufer eine einsame Gestalt. Als sie näher kamen, erkannten sie einen Jäger.

Er schwenkte seine Pelzmütze, wartete bis die Reisenden ihm so nahe gekommen, daß sie ihn verstehen konnten, und als sie an ihm vorüber fuhren, begrüßte er sie in freundschaftlicher Weise und rief ihnen zu:

„Boot ahoi! Boot ahoi! Seid auf Eurer Hut: dort sind die Rothhäute! Sie sind so zahlreich, wie die Fliegen im August, und stehen weiter unten nach dem Grand-Sandy und der Sciota zu. Ja, seht Euch nur vor! ich versichere Euch, meine Freunde, daß, wenn Ihr den Ort Eurer Bestimmung erreicht, ohne ein Zeichen ihres Wohlwollens empfangen zu haben, ich mich verpflichte, für Euch Alle eine Zeche zu bezahlen."

Nachdem er unsern Auswandrern diese nützliche Mittheilung gemacht, schien er sich von ihnen zu entfernen und verschwand dann im Walde.

Einige Meilen weiter, kamen die Reisenden an einer kleinen Colonie vorüber, die erst seit einigen Monaten gegründet war. Sie ward durch ein kleines, roh aus Holz erbautes Fort beschützt, welches jedoch sehr wohl dem Zweck entsprach, zu dem seine ungeschulten Erbauer es errichtet.

Es bestand aus zwei Stockwerken; das oberste,

welches bedeutend kleiner, als das Erdgeschoß war, sah aus, als ob es auf einer Platform erbaut wäre.

Dieses kleine Gebäude war rund herum von Palissaden umgeben, die nur an einer Oeffnung fehlten, welche man gelassen, um eine kleine Kanone zu stellen, deren gähnender Schlund den Feinden sagte, welchen Widerstand sie zu leisten vermöchte.

Dieses Geschütz bestand aus Messing und war so blank polirt, daß unsere Reisenden vom Boot aus im Sonnenschein es glänzen sehen konnten.

Eine Schildwache machte mit gemessenem Schritt und einer langen Flinte auf der Schulter die Runde, um das kleine Fort. Ihr durchdringender Blick schweifte am Horizont umher, und als sie das Boot sah, nahm sie die Mütze ab und grüßte. Bald darauf umringten sie mehre Einwohner und gleich der Schildwache empfingen auch sie die Auswandrer mit einem Gruß, welche, nachdem sie denselben erwiedert, sich nicht aufhielten, sondern damit begnügten, die kleine Colonie zu betrachten, bis sie dieselbe hinter den Bäumen des Waldes aus dem Gesicht verloren.

Dieses kleine Fort war in seiner Bauart ein wenig anders, als die Grenzfestungen, obgleich man auch damals solche fand und noch jetzt findet.

Inzwischen kamen die Auswanderer in gewissen Zwischenräumen an Colonien und einsamen Hütten vorüber, und als die Nacht hereinbrach, war dieselbe so finster und kalt, daß man auf eine kleine Gruppe

Häuser zusteuern mußte, um da die Nacht zuzubringen. Da man sich noch nicht auf gefährlichem Gebiet befand, so konnte man dies thun, ohne eine Unvorsichtigkeit zu begehen.

Mit Sonnenaufgang setzte man das Boot wieder in Bewegung und befand sich am Abend nahe am Ziele der Reise, ohne daß ein bemerkenswerthes Ereigniß vorgefallen wäre. Die Colonien wurden immer seltener und die Gesichter, welche denen unserer Reisenden glichen, verschwanden immer mehr.

Es war bereits spät am Nachmittag, als man die Mündung des Muskingum umschiffte, und in der Nacht kreuzte man einen Fluß, welcher die Auswanderer auf virginisches Gebiet brachte. In dieser Nacht war Vollmond. Man wachte noch wachsamer — wie wohl zu erwarten war — ohne daß jedoch auch nur der geringste Vorfall diese übergroße Vorsicht gerechtfertigt hätte.

Am nächsten Morgen befanden sich unsere Reisenden dem Orte gegenüber, wo der große Kanawha in den Ohio mündet. Die hier errichtete Colonie hieß Point-Pleasant, und diesen Namen hat sie heute noch.

Hier gesellte sich ein Mann zu den Auswanderern, der sich für einen Jäger ausgab, welcher nach Massie, einer weiter unten am Ohio gelegenen Colonie, sich begeben wollte. Man nahm ihn, ohne den geringsten Argwohn an Bord, und setzte mit hoffnungsvollem Herzen die Reise nach dem schönsten der Flüsse weiter fort.

An demselben Tage noch, als die Reisenden die

Mündung des großen Sandy erreichten, versuchte man es, gerade in der großen Biegung, welche der Ohio macht sie an's Ufer zu locken. Der Fremde, welchen sie an Bord aufgenommen, unterrichtete sie unverzüglich von der Gefahr, in die sie sich stürzen würden, und veranlaßte sie, den Aufforderungen der Weißen nicht nachzukommen.

Unsere Auswanderer hatten ohnehin gar keine Lust, von ihrem Wege abzuweichen, aber dennoch erwarb sich ihr neuer, anscheinend sehr aufrichtiger Freund große Achtung, und man wünschte sich Glück, einen so schätzenswerthen Verbündeten gewonnen zu haben.

Trotzdem dachten nicht Alle in gleicher Weise von ihm. Unter Die, welche diese Ausnahme machten und nicht die allgemeine Bewunderung theilten, muß man Mariannen und einen großen, stark knochigen Burschen, Namens Peterson, rechnen. Dieser hatte, gleich nachdem der Fremde das Schiff betreten, einen Widerwillen gegen denselben gefaßt.

„Ich will verdammt sein, Marianne Abbot," sagte Peterson, nachdem man an dem Ort vorüber war, wo man die Auswanderer anlocken wollte, „wenn ich dem Schurken dort nicht mißtraue. Er ist sehr schlau, aber unglücklicher Weise zu . . . ."

„Fürchtet Ihr ihn denn;" fragte Marianne, die erschrak, als sie sah, daß ein Anderer ihren Verdacht theilte.

„Ihn fürchten! Ich möchte einmal einen Mann

sehen, vor dem ich mich fürchtete. Alles, was ich verlange, ist, daß ich über den alten Simon Girty oder über diesen Mac Gable, von dem man weiß, daß er in diesen Wäldern umherstreicht, oder auch über diesen Burschen dort herfallen könnte.

„Auf alle Fälle habt ein wachsames Auge auf ihn, denn wir dürfen keinen Verräther in unserer Mitte dulden. Wir haben deren schon draußen genug," sagte Marianne.

„Fürchtet nichts, ich werde ihn beobachten, Marianne, und beim ersten verdächtigen Zeichen schieße ich ihm eine Kugel durch den Kopf, darauf könnt ihr rechnen."

Indem Jim Peterson auf diese Weise seinem Zorn gegen den Fremden vor dem jungen Mädchen Luft machte, stand er aufgerichtet da und blickte den Gegenstand seiner so wenig wohlwollenden Bemerkungen mit funkelnden Augen fest an, während er bedeutungsvoll mit seinen langen, knochigen, aber sehr musculösen Armen schlenkerte, als ob er schon vor Ungeduld brenne, dem Fremden etwas „auszuwischen," sobald er ihn nur unter den Händen haben würde.

Wirklich besaß Jim Peterson auch eine solche Gestalt, daß er sich vor Niemanden zu fürchten brauchte. Er war kaum dreißig Jahre alt, und Jahre lang in den Wäldern umhergestreift. Er hatte unter Saint-Clair und dem General Harmar gedient, und war dann, als der Erstere in Folge der schrecklichen Niederlage, die

er erlitten, und angewidert von der Raubgier seiner Vorgesetzten, das Land verlassen, um sich in das Dorf zurückzuziehen, welches wir zu Anfang unserer Erzählung beschrieben haben, seinem Obersten gefolgt. Sein unternehmender und zu Abenteuern geneigter Character aber war, eben so wie seine Wanderlust, so mächtig, daß er nicht länger widerstehen konnte, und sich unsern Auswanderern anschloß, mit dem Vorsatze, von Neuem die Wälder zu durchstreifen, sobald das Boot den Ort seiner Bestimmung erreicht haben würde.

Er war ein Herkules, über sechs Fuß groß, seine geschmeidige und schlanke Gestalt besaß die Stärke und Gewandtheit eines Tigers, und seine kleinen, durchdringenden, grauen Augen belebten ein Gesicht mit stark ausgeprägten Zügen.

Nach der Unterhaltung mit Peterson ging Marianne hinunter in die Cajüte. Das arme Kind war vor Furcht und Angst ganz außer sich und vermochte kaum noch ihre Aufregung zu beherrschen. Es stand außer allem Zweifel, daß der Fremde ein Feind war, und Mariannens Meinung nach, konnte Jim Peterson mit all' seinem Muth und seiner Klugheit doch nicht Alle der großen Gefahr entreißen, die sie befürchtete.

Wodurch war diese Gefahr aber zu beschwören? Marianne wußte es nicht. Ihre einzige Zuflucht war die, Gottes Schutz anzuflehen. Sollte sie den anderen Frauen ihren Verdacht anvertrauen? Sie fürchtete, ent-

weder lächerlich gemacht zu werden, oder ihre Gefährtinnen zu erschrecken, was die peinliche Lage aber nur noch verschlimmern mußte. Marianne kam zu dem Entschluß, daß sie nichts thun dürfe, und die Verantwortlichkeit für Alles, was vorfallen möchte, Peterson überlassen müsse.

Inzwischen begann die Nacht ihren Schatten über den Wald und Fluß zu breiten. Die Auswanderer hatten bereits eine solche Strecke ihrer Reise zurückgelegt, daß sie sich auf der Hälfte des Weges nach dem Grand-Sandy und der Sciota befanden. Die Wälder von Kentucky und von Ohio wurden zu beiden Seiten des Flusses dichter und begannen die Ufer immer mehr einzuengen. Keine Spur von Civilisation war zu sehen. —

Noch ehe völlige Dunkelheit hereinbrach, rief ein Mann die Reisenden vom Ufer aus an. Es war ein Weißer, der ganz außer sich war und die Beute der größten Angst zu sein schien. Er flehte die Auswanderer an, doch an's Ufer zu rudern und ihn an Bord zu nehmen, ehe er von Indianern eingeholt würde.

„Das ist eine Schlinge!" rief der Fremde, der den Bewegungen des Weißen gefolgt war, seit dieser am Ufer erschienen.

„Woher wißt Ihr denn das?" wendete Peterson ein, der seinerseits den Fremden mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit beobachtet hatte.

„Woher ich das weiß," erwiderte er. „Wahrscheinlich ebenso wie der Einfältigste, selbst wenn er einäugig gewesen wäre, auf den ersten Blick hätte errathen können."

„Und so, daß Ihr Eurer Sache ganz gewiß seid?"

„Ja wohl; Ihr wohl nicht?"

„Nein, Sir."

Hierauf drehte ihm Peterson den Rücken zu, fest überzeugt, daß sich ein Verräther an Bord befände.

Den gewöhnlichen Lesern, aber nicht denen, welche die Sitten der Pionniere kennen, mag es sonderbar erscheinen, mit welchem Eifer dieser Mann in jedem Augenblick die Gefahr anzeigte, wodurch er sich selbst bei den Reisenden verdächtigte, aber dies geschah nicht ohne Grund. Wenn er ein wirklicher Waldläufer gewesen wäre, so hätte er mehr Behutsamkeit gezeigt, und nicht dadurch seine eigenen Absichten verrathen, daß er that, als ob er Das ganz genau wüßte, was Anderen unbekannt war.

Als Peterson ihn verließ, theilte er seinen Verdacht mehren Kameraden mit, aber, wie zu erwarten war, verspottete man ihn, ja ging soweit, ihn zu verdächtigen. Durch ein solches Benehmen verletzt, schwieg unser Waldläufer und setzte sich schmollend in einen Winkel.

Inzwischen verdoppelte der Mann am Ufer sein Rufen, ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, daß

man ihn nicht beachtete. Er lief hinkend am Ufer hin und her und flehte die Reisenden auf die kläglichste Weise um Hülfe an. Doch diese schenkten ihm kein Gehör und hätten gar nicht mehr auf ihn gehört, wenn nicht der Fremde, indem er seine erste Meinung zurücknehmen zu wollen schien, sich eingemischt und ausgerufen hätte:

„Es ist aber doch sonderbar! Ich habe nie Einen dieser Leute sich so benehmen sehen."

„Trotzdem zweifelt Ihr aber wohl nicht daran," bemerkte einer der Reisenden, daß es ein Feind ist, der weiter nichts, als unsern Untergang herbeiführen will."

„Ich dachte es anfangs, jetzt aber wird die Sache zweifelhaft. Erlaubt, daß ich einige Fragen an ihn richte."

Indem der Fremde dies sagte, begab er sich an den Rand des Bootes, und rief dem Flüchtling zu:

„Wie heißt Ihr?"

„John Haggart."

„Durch welche Umstände seit Ihr denn in solche Bedrängniß gerathen?

„Ich streifte in den Wäldern umher. Die Shawnies holten mich ein, und mit der größten Mühe bin ich ihnen entflohen. Um Gotteswillen nehmt mich auf, denn sie verfolgen mich."

„Werft Euch in's Wasser und folgt unserm Boote schwimmend."

„Ich bin zu schwer verwundet. Sie haben mir eine Kugel in den Schenkel geschossen, und ich kann mich kaum noch fortschleppen. Seht Ihr, dort, auf der Höhe, den Rauch aus ihrem Lager? O Gott! Ihr werdet doch nicht auf solche Weise einen Eurer Brüder verlassen? Der Himmel würde Euch dafür strafen."

Unsere Freunde blickten nach der bezeichneten Stelle, und trotz der steigenden Dunkelheit konnten sie über den Bäumen eine weiße Rauchsäule erkennen.

Der Unglückliche rief jetzt, als ob er ihre Gedanken errathen hätte:

„Ja, dort sind sie, und ihre Läufer folgen mir auf den Fersen. Gottes Zorn treffe Euch auf ewig, wenn Ihr mich so verlaßt."

„Was denkt Ihr?" sagte der Fremde. „Ich glaube entschieden nicht, daß dieser Mann uns täuschen will. Und wenn er keine schlimmen Absichten hat, so können wir ihn nicht dort bleiben lassen, damit diese Teufel von Rothhäuten ihn braten. Trotzdem, will ich nicht zureden. Ich überlasse es Euerm Ermessen."

„Wir dürfen aber niemals uns mit unserem Boote dem Ufer nähern," wendeten mehre Passagiere ein.

„Das ist es auch nicht, denn das wäre Wahnsinn, aber ist dachte" .... (und der Mann schlug die Augen nieder, als ob er sich in einer großen Verlegenheit befände) „daß wir diesem Mann beistehen müßten, zu uns zu gelangen. Trotzdem ist es durchaus nicht

unsere Pflicht, so lange wir dabei die geringste Gefahr laufen. Was denkt ihr Freunde?"

„Wenn wir dem Manne helfen können, ohne uns dabei zu großer Gefahr auszusetzen," erwiderte man, „so befiehlt es uns unsere Christenpflicht. Wie sollen wir es aber machen?"

„Das ist sehr leicht. Wir brauchen das Boot blos bis auf die Hälfte dem Strande zu nähern. Da ist das Wasser nicht sehr tief, und der Mann könnte durchwaten."

„Aber haltet die Augen offen, denn sobald wir Verrath merken, rudern wir wieder in die Strömung und fort."

Allen gefiel dieses Auskunftsmittel, nur Peterson nicht, der immer noch schmollend in einer Ecke stand und den Kopf hängen ließ.

„Und Ihr, Jim, was denkt ihr denn?" fragte einer der Auswanderer.

Und Alle drehten sich nach dem Trapper oder Waldläufer herum.

„Erstens," sagte er, „denke ich, daß Ihr Alle die größten Narren seid, die man je gesehen, weil Ihr noch nicht gemerkt habt, daß mitten unter Euch sich der Elendeste der Verräther befindet, der sein Möglichstes thut, um Euch an's Land zu locken, in der Absicht, diesem anderen Banditen einen Gefallen zu thun."

„Das ist abscheulich! . . . Das ist schändlich! . . ."

rief man von allen Seiten; „Wie könnt Ihr einen so niedrigen Verdacht aussprechen!"

„Nun meinetwegen! Macht, was Ihr wollt, aber laßt mich in Ruhe; ich habe Euch weiter Nichts zu sagen," rief Jim, der sich über die Aufnahme seiner Worte zornig ärgerte.

Der Fremde sagte nichts und stellte nur Beobachtungen an, um die Gelegenheit abzupassen, wo er seine Sache verfechten könnte.

Die Nacht war gekommen, trotzdem aber konnte man den Mann sehen, der auf die kläglichste Weise gesticulirte und sich anstrengte, unsern Freunden zu folgen, indem er sein Rufen mit herzzerreißender Stimme verdoppelte. Man berieth sich einige Augenblicke und beschloß, den Rathschlägen des neuen Freundes zu folgen.

Man ruderte nach dem Ufer. Das Boot verließ langsam die Strömung und bald erkannte man an seinen Bewegungen, daß das Wasser sehr seicht ward.

Der Mann zeigte inzwischen durch seine flehenden Geberden an, es sei Zeit, daß das Boot sich nähere. Er that, als ob sein Leben davon abhinge, und die Auswanderer, zu ihrem Lobe sei es gesagt, verdoppelten ihre Anstrengungen so viel es ihnen nur möglich war. —

Kaum hatte man demgemäß angefangen, nach dem

Ufer zu rudern, als Marianne sich mit der Frage an Peterson wendete, ob er am Ufer nicht noch eine zweite Gestalt bemerkte.

„Ja, es ist eine Frau. Seht, wie sie unbeweglich steht. Sie befindet sich etwas weiter unten am Ufer als der Mann.“

„Wirklich, sie bewegt die Hand, als ob sie sagen wollte: „Hört.“

„Kommt nicht an's Ufer! Kommt nicht an's Ufer!“ rief die Frau mit flehender Stimme, „oder Ihr seid Alle des Todes! Dieser Mann ist ein Betrüger.“ —

„Wer ist denn diese Frau?“ fragte Marianne, die immer unruhiger ward.

„Der Engel der Grenze,“ erwiderte einer ihrer Nachbarn. „Habt Ihr denn nie von ihr erzählen gehört? Gewiß, sie sagt die Wahrheit. Es ist nicht das erste Mal, daß sie den Unsern heilsame Warnungen ertheilt.“

„O Jim,“ flehte Marinne, „das ist entsetzlich! Sprecht doch mit den Andern, so lange es Zeit ist! .... Sie müssen Euch hören.“

Jim zögerte einige Augenblicke. Ihn wurmte noch die eben erfahrene Niederlage, aber Mariannens flehende Stimme und mehr noch sein Pflichtgefühl trugen den Sieg über seinen Zorn davon. Er wendete sich zu den Männern, welche zu rudern aufgehört, sobald sie die Erscheinung erblickt.

„Wer ist denn das?" fragte der Eine.

„Der Engel der Grenze," erwiderte Jim, „von dem Ihr so viel in unserer Colonie habt erzählen gehört. Wenn Einer von Euch sich eine rothe Nachtmütze wünscht, so braucht er nur ihren Rath zu verachten und nicht wieder in den Strom zurückzurudern."

„Wir wollen an's Ufer," erwiderte einer der Ruderer zögernd, „ich kenne Euern Engel der Grenze nicht; es ist ein armes Indianermädchen."

„Hol' Euch der Teufel!" fluchte Perterson wüthend, weil man ihn noch einmal abgewiesen. „Ich werde kein Wort mehr sagen," flüsterte er Mariannen zu.

„Wie, Ihr wüßtet nicht," sagte der Fremde spöttisch, „daß dies elende Mädchen eine Verrückte ist? Zum Teufel! sie ist wahnsinnig, weiter nichts. Schnell! Wenn Ihr dem armen Teufel beistehen wollt, der beinahe stirbt, so ist es hohe Zeit; die Rothhäute sind nicht mehr weit."

Die Ruderer begannen ihre Arbeit wieder. Zwar wurden mehre Passagiere von schlimmen Ahnungen beschlichen, aber trotz des verdächtigen Benehmens des Fremden und der verdoppelten Warnungen des Engels der Grenze, ruderte das Boot allmählich seinem verhängnißvollen Schicksal entgegen. Viele der Reisenden bereuten schon ihre Unvorsichtigkeit und blickten ängstlich nach dem Ufer. Der Zweifel malte sich in ihren Zügen.

Peterson sah dies Alles und sagte zu sich selbst:

„Wozu würde es nützen, wenn ich noch etwas sagte? Sie sind Alle verloren. Jim Peterson, mein Freund, Du mußt Dich entschließen, für Deine Sicherheit zu handeln. Und Mariannen wirst Du hoffentlich nicht verlassen? Du hast doch den Tag noch nicht vergessen, an dem die Rothhäute Deine Braut mordeten? Nein, Du hast ihn nicht vergessen und wirst ihn nie vergessen .... Und wie, glaubst Du, würde Mansfield es ertragen, wenn Du seine Braut demselben Schicksal überließest? Nein, dies wird nicht geschehen, Jim, das wird nie geschehen."

Dann sagte er, zu dem jungen Mädchen gewendet:

„Könnt Ihr schwimmen, Marianne?"

„Ja; doch wozu diese Frage?"

„Weil Ihr das gleich werdet thun müssen. Ihr seht, daß wir in wenigen Minuten am Ufer sein werden. Bleibt dicht neben mir, und in einem Augenblick werde ich Euch mit fortnehmen."

„Warum denn aber nicht jetzt, Jim?"

„Ihr seht, die Nacht bricht schnell herein und jede Minute kommt uns zu Hülfe. Der Teufel! Erkennt Ihr den Schuft, der am Ufer steht? Es ist Mac Gable. Kommt; das Boot ist aufgestoßen!"

In dieser Lage befanden sich unsere Auswanderer und das Schlimmste war, daß man nur noch einige Klaftern vom Ufer entfernt war. Man bemerkte plötzlich, daß das Benehmen des Betrügers sich geändert. Anstatt des weinerlichen Tones hatte seine Stimme

den durchdringenden Schall des Befehls angenommen. Was den Engel der Grenze betrifft, so war er verschwunden.

„Was soll Das bedeuten?" rief einer der Ruderer erschreckt aus.

„Sie sind meine Gefangenen, meine Herren," sagte der Fremde. „Rühren Sie sich nicht von der Stelle, denn das würde nichts nützen. Den Mann, den sie dort sehen, ist Mac Gable, die Shawnies sind dort, mit dem Tomahawk in der Hand; sie warten auf Ihre Scalps. Wenn Sie sich einfallen lassen, Widerstand zu leisten, so sind Sie in einer Minute Alle des Todes. Wenn Sie sich aber gutwillig ergeben, so bleiben vielleicht Einige verschont. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so will ich meine kleinen Freunde an Bord rufen. Ein Signal und Alles ist vorüber."

Alle waren, außer Peterson, vor Schrecken wie versteinert und stumm vor Bestürzung.

Jim trat entschlossen vor.

„Ehe Ihr dieses Signal gebet," sagte er, „gestattet mir eine Frage. Was habt Ihr Euch vorgenommen, mit mir zu machen?"

„Dich werden wir gleich nach unserer Ankunft braten, wie ein Kalb."

„Das glaube ich nicht, guter Mann! Hier, altes Gerippe, wie findest Du das?"

Ehe noch sein Opfer, seine Absicht hätte errathen können, hatte Jim seine Büchse angelegt und Feuer ge-

geben. Die Kugel ging dem Bösewicht durch und durch. Dieser machte eine krampfhafte Bewegung, ein zischender Seufzer pfiff durch seine Zähne, und er stürzte auf das Gesicht, von dem Blute überschwemmt, welches aus seiner Wunde strömte.

„Auf alle Fälle, bist Du es nicht, welcher Jim Peterson braten wird," bemerkte der Waldläufer sehr richtig, indem er seine Büchse wieder über die Schulter warf.

„O mein Gott! was soll aus uns werden?" riefen die Auswanderer, indem sie wahnsinniges Geschrei ausstießen.

„Kommt, kommt! Wir müssen uns helfen, wie wir können. Ihr wart so neugierig, Mac Gable zu sehen .... Ihr habt jetzt eine günstige Gelegenheit dazu. Wenn Ihr den Warnungen des Engels und den meinigen Gehör geschenkt hättet, so befändet Ihr Euch jetzt nicht in dieser mißlichen Lage. Kommt, rührt die Ruder nicht an, das würde nichts nützen. Wir sind hier im Schlamm eingesunken. Kommt, kommt! Zu den Waffen!"

In einem Augenblick ward das Ufer ganz schwarz, so viel Wilde kamen herbei, die Erde schien zu leben, so groß war ihre Zahl. Ein schreckliches Geschrei, welches aus tausend entsetzlichen Tönen bestand, die selbst der Seele eines Dämons Furcht eingeflößt hätten, hallte durch die Luft, und diese ganze lebendige Masse,

welche sich in das seichte Wasser stürzte, kam auf das Boot zu.

Ein allgemeines Feuer unserer Auswanderer hatte kaum die Macht, die Wilden aufzuhalten, so sehr war die Zahl und Stärke der Angreifenden der der Ueberfallenen überlegen. Bald ward das Boot von allen Seiten erstürmt. Es war kein Kampf, sondern ein Gemetzel, dessen Schilderung auch das verhärtetste Herz brechen würde.

Peterson, der Mariannen umfaßte, wollte sich mit seiner kostbaren Last in's Wasser stürzen. In diesem Augenblick ward die arme Marianne, da die Indianer das Schießen der Weißen erwiderten, von einer Kugel getroffen. Peterson fühlte, wie sie in seine Arme sank, und zugleich wurden seine Hände mit Blut überströmt. Er neigte sich, und indem er schreckensvoll das erbleichende Gesicht seiner Gefährtin betrachtete, sah er, wie ihre schönen blauen Augen sich langsam schlossen und ihr Kopf schwer zurückfiel.

„Jim, ich sterbe,“ sagte sie, „Gott segne Euch damit, daß Ihr mich zu retten versucht habt. Sagt Russel, meinem Vater und meiner armen Mutter, daß ich voll innigster Liebe für sie gestorben sei. Lebt wohl, Jim; lebt wohl. Noch einmal, Gott segne Euch . . . .“

„Armes Kind, Gott nehme Dich auf,“ erwiderte der Waldläufer, indem er sie sanft in den Raum des Bootes niederlegte, trotzdem daß der Kampf um ihn

wüthete. „So bist Du doch wenigstens der ruchlosen Leidenschaft dieses elenden Mac Gable entronnen.“

Peterson stieg schnell auf den Rand des Bootes und durch einen fast übermenschlichen Sprung, gelang es ihm, das Ufer zu erreichen, wo er den Blicken Aller entschwand.

Drittes Kapitel.

Die beiden Kundschafter.

Es war abermals an einem Frühlingstag. Ein Grenzjäger durchschritt ein dichtes-Geröhricht in jenem Theile von Kentucky, den man heute das Gebiet Saint-Louis nennt.

In den Grenzkriegen warben die Generale gern diese Jäger an, die dann einen durchaus nicht zu verachtenden Theil ihres Contingentes bildeten.

Diese Waldläufer, waren in der That die Entschlossensten, Unternehmendsten, Muthigsten und folglich, die nützlichsten Männer, welche die neue Welt jemals hervorgebracht. Wir könnten deren noch mehr, als zwanzig anführen, deren Laufbahn nur eine Reihenfolge von Heldenthaten war, von welchen eine einzige genügen würde, um das Leben eines Mannes berühmt zu machen.

Während eines Zeitraums von beinahe fünfzig Jahren wurden die Thäler des Ohio, der Sciota, des

Miami, des Mad und mehrer andrer Flüsse fortwährend von diesen Helden besucht, die gewöhnlich allein wanderten. Bisweilen waren sie ihrer zwei oder drei, aber selten mehr.

Ihre einzige Aufgabe war, die feindlichen Indianerstämme auszuspioniren. Die Shawnies, diese rachsüchtigen Krieger, bildeten eine große und mächtige Nation für sich, welche die anderen Völkerschaften und die benachbarten Colonisten auf solche Weise beunruhigt und gequält hatten, daß fortwährende Wachsamkeit nöthig war, um sich vor ihren Ueberfällen zu schützen. Zu wiederholten Malen war das Centralgouvernement genöthigt gewesen, starke Heere zu schicken, damit die Grenzen bewacht und die Colonisten vor dem Messer und dem Tomahawk dieser Cannibalen sicher wären.

Die schlimmen Resultate mehrer Feldzüge, die man gegen dieselben unternommen, hatten diesen beklagenswerthen Krieg nur verlängert, und der endliche Sieg der verbündeten Truppen war in viel höherem Grade, als man im Allgemeinen denkt, den Heldenthaten dieser Grenzjäger zu verdanken. Ihre Kunstgriffe aller Art machten es Allen möglich, die Anschläge der Wilden zu vereiteln und den Weißen alle nothwendigen Nachrichten zukommen zu lassen.

Wenn die Stämme der Indianer sich in irgend einem Dorfe in größerer Anzahl als gewöhnlich versammelten, wußte man gewiß, daß einige Augenpaare



von irgend einem Hinterhalte aus alle ihre Bewegungen überwachten.

Diese Todfeinde der Indianer verkleideten sich, um sich bei ihnen einzuschleichen, oder folgten oft Tage lang ihrer Spur. Bisweilen versteckten sie sich so in der Nähe der Indianer, daß sie in der Nacht nicht herumstreichen konnten, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen.

Mit einem Manne dieses Schlags wollen wir jetzt Bekanntschaft machen.

Derselbe schritt vorsichtig den Wald entlang, und sein Gang verursachte so wenig Geräusch, daß man ganz dicht bei ihm hätte sein müssen, um das Knistern der kleinen Zweige zu vernehmen, die er mit leisem Tritt zerknickte, oder die er bei seinen Eindringen in das Dickicht losriß. Ueberdies war leicht zu erkennen, daß seine Vorsicht, mehr von der Gewohnheit fortwährender Behutsamkeit, als von der Besorgniß vor irgend einer nahen Gefahr herrührte. Wenn die Wilden in der Nähe gewesen wären, so hätte auch nicht das geringste Geräusch ihnen seine Gegenwart, selbst nicht dem Wachsamsten von ihnen, verrathen.

Plötzlich traten die Gebüsche mehr zurück, und fast kriechend erreichte der Jäger eine Lichtung. Hier richtete er sich hoch auf und zeigte eine Gestalt, die der unseres Freundes, Jim Peterson, seltsam ähnlich war. Er war groß, musculös, und trotz seiner großen Magerkeit nicht ohne Anmuth; sein hageres, scharf ausgeprägtes Gesicht,

war halb von einem schwarzen, schlecht gepflegten Bart verdeckt, seine Augen waren klein, aber so lebhaft und von so glänzendem Schwarz, daß man hätte glauben können, sie sprühten in Augenblicken großer Aufregung Flammen.

Dies waren die hervorragendsten Kennzeichen dieses seltsamen Mannes.

Kaum war er in die Lichtung eingebogen, als er sich einen Augenblick vorwärts neigte, als ob er horchte. Dann ging er schnell weiter, die Kugelbüchse in der Hand.

Am Ende des Flusses angekommen, blieb er plötzlich stehen, und warf sich rasch hinter einen Baum.

Sein geübtes Auge hatte ein Merkmal entdeckt. Von diesem Puncte aus ließ er die forschenden Blicke vorsichtig über die Umgebung gleiten, dann zog er den Kopf zurück.

Dies wiederholte er mehre Male, dann blieb er unbeweglich und murmelte:

„Ja, es ist wirklich ein Flachboot, so gewiß, wie ich Dick Dingle heiße. Wie zum Teufel ist es denn aber so tief in den Schlamm hineingekommen? Das kommt mir verdächtig vor. Ja, ja, das ist wieder das Werk dieser verdammten Shawnies, darauf wollte ich schwören! Noch eher möchte ich wetten, daß dieser Bösewicht von Tom Mac Gable hinter der ganzen Geschichte steckt. Oh! wenn ich diesen verdammten Hund, nur einmal vor die Mündung meiner Büchse bekäme,

so wollte ich keine andere Gnade von Gott erflehen! Ich würde nach Hause zurückkehren, die Arme kreuzen und mit lächelndem Munde fröhlich in die Grube fahren! Aber Geduld, verhalte Dich noch ruhig, Dick Dingle, und sieh Dich erst ordentlich um, ehe Du Dich näherst; Du könntest dort auf ein ganzes Nest Rothhäute stoßen."

Er brachte mehr als zwei Stunden damit zu, das Boot zu beobachten, indem er sich sorgfältig verborgen hielt. Er schlich im Walde umher und besichtigte alle nur denkbaren Puncte, um zu sehen, wie er das Ufer erreichen könnte. Endlich richtete er, anscheinend mit seinen Nachforschungen zufrieden, an sich selbst folgende sinnreiche Bemerkung:

„Es ist gewiß, daß sich kein lebendes Wesen in dem Boote befindet, und wenn Jemand am Ufer im Hinterhalte liegt, so ist er zu weit entfernt, um mir schaden zu können. Wagen wir es also!"

Indem er Dies sagte, ging er an's Ufer, dann in's Wasser, näherte sich dem Boote, untersuchte es von allen Seiten, und indem er sich mit der Hand auf den Rand desselben stützte, schwang er sich auf das Deck.

Zum ersten Male vielleicht in seinem Leben fiel er, anstatt in die Cajüte zu steigen und entschlossen aufrecht zu stehen, auf die Seite, und glitt bis auf den Boden. Nachdem er sich sogleich wieder erhoben, suchte er nach der Ursache seines Falles. Er befand sich inmitten eines Tümpels schwarzen, dicken, klebrigen Blutes. Vom Schrecken bei diesem schauervollen Anblicke er-

griffen, fühlte er, der so oft den Tod in den entsetzlichsten Gestalten geschaut, wie seine Sinne fast schwanden.

Sonderbarer Umstand! Ein widerlicher Geruch drang aus der Cajüte, Blut, Gehirntheile lagen auf dem Boden, an den Wänden, auf dem Deck und in allen Theilen des Bootes herum, aber zu Dingle's großer Verwunderung war nicht ein einziger Leichnam da.

„Aha!" sagte er, „ich sehe, wie es ist. Die Indianer haben Alle mit dem Tomahawk erschlagen, und die Leichen in den Fluß geworfen. Der Teufel hole mich! Ich will nicht Dick heißen, wenn Mac Gable nicht hier gewesen ist, denn wo er hin kommt, folgt ihm der Tod. Das ist entsetzlich! Die Weißen werden dies Mal nicht gesiegt haben. Ich treibe die Indianer gern zu Paaren, das heißt, wenn wir die Oberhand haben. Allein es ist nicht immer so. Wenn es immer der Fall wäre, so wäre es ja nicht nöthig, die Wälder zu durchstreifen. O! Mac Gable ..... Mac Gable, hier ist wieder eine Rechnung zwischen uns quitt zu machen. Dieser nächtliche Ausflug wird Dir theuer zu stehen kommen; darauf verlasse Dich."

Der Jäger blieb noch einige Augenblicke in Betrachtung der entsetzlichen Scene versunken, die auf diesem Boote sich abgespielt, auf dem Boote, welches, wie der Leser ohne Zweifel errathen haben wird, dasselbe war, dessen traurige Katastrophe wir in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben. Er war überzeugt, daß keiner der Passagiere das Gemetzel überlebt hatte, und nachdem

er an's Land zurückgekehrt, begab er sich wieder auf den Weg, wobei er nach seiner Gewohnheit mit sich selbst sprach.

„Dieser alte Narr, Anton, der mich hierhergeschickt hat, damit ich sehen sollte, womit sich die Rothhäute beschäftigen! Ich glaube, ich weiß jetzt womit! Nun, Dingle, was machst Du denn nun?"

Der Jäger hatte diese Frage, die er mit leiser Stimme an sich richtete, noch auf den Lippen, als er wie ein Schatten verschwand. Wenn ein Reisegefährte ihn begleitet hätte; so würde dieser über diesen plötzlichen Rückzug höchlich verwundert gewesen sein, denn man hörte kein Geräusch, sah keine Bewegung.

Dick hatte jedoch eine zweite Person im Walde bemerkt und indem er sich plötzlich platt auf den Boden warf, kroch er auf Händen und Füßen weiter, und flüchtete sich in ein improvisirtes Versteck, von wo aus er den Fremden beobachtete und zu erkennen versuchte, wer derselbe wohl wäre, und welches seine Absichten seien.

Der Ankömmling befand sich seinerseits ganz in derselben Lage, denn auch er glaubte sich allein, und hatte, als er die Gegenwart eines Fremden bemerkte, dieselbe Vorsicht, wie dieser angewendet. Zwei Stunden versuchten Beide so jede List, jedes Manöver, jeden Kunstgriff, welchen ihre Genossen bei gleichen Gelegenheiten in's Werk setzten. Sie krochen im Grase hin, versteckten sich, krochen vor- und wieder rückwärts, und wendeten

alle nur erdenklichen Mittel an, um sich gegenseitig nicht sehen zu lassen.

Dick war zu dem Schlusse gekommen, daß der Gegner, den er vor sich hatte, ein wirklicher Jäger sei, und daß, wenn es ein Indianer wäre, derselbe vollkommen würdig sei, sich mit ihm zu messen. Das außerordentliche Geschick jedoch, welches der Unbekannte entfaltete, ließ Dick bald argwöhnen, daß er es mit einem Weißen zu thun hätte. Er ließ daher ein Wenig in seiner Vorsicht nach, und indem er von einem Baume herabsprang, um auf einen anderen zu gelangen, merkte er, daß ihm Dies nicht vollständig geglückt war. Er fragte sich noch, ob er es nicht noch einmal versuchen sollte, als er sich bei seinem Namen rufen hörte.

„Schieß auf mich, wenn Du nicht Dick Dingle bist! Warum kommst Du nicht aus Deinem Loche heraus, um Deinem alten Freunde eine Hand zu geben!"

In diesem Augenblick näherte sich Jim Peterson mit festem Schritte!

„Wirklich, ich hätte Dein häßliches Gesicht erkennen sollen; — aber wo der Teufel kommst Du denn her?"

Und die beiden Freunde drückten sich herzlich die Hand und machten von der Geberde Gebrauch, welche Edward Everett so richtig das „Drehkreuz" nennt.

Beide hatten unter dem General Saint-Clair gedient. Beide hatten zusammen die unglaublichsten Gefahren durchgemacht und Beide waren die Vollbringer der wunderbarsten Heldenthaten. Wenn wir nun hinzufügen,

daß sie einander seit sechs Jahren nicht gesehen, so wird der Leser leicht begreifen, daß sie sich der lebhaftesten Freude hingaben, und die zärtlichsten und angenehmsten Worte und Erinnerungen austauschten. Sie sahen sich einander auffallend ähnlich. Als sie noch zusammen dienten, hatte man sie oft für Brüder gehalten und oft mit einander verwechselt. Die Shawnies, die sie nur zu gut kannten, nannten sie „die großen Doppelmesser."

Beide waren groß, musculös, gut gebaut, gerade wie ein Pfeil, Beide hatten einen langen und dünnen Bart und, um die Schwierigkeit, sie von einander zu unterscheiden, zu erhöhen, kleidete sich der Eine genau wie der Andere. Die einzigen Unterschiede, welche zwischen ihnen bestanden, konnte man nur in der Nähe und nur durch große Aufmerksamkeit erkennen. Dick hatte kleine, schwarze Augen und eine Adlernase, während Jim eine griechische Nase und hellgraue Augen besaß.

„Nun, Dick, was machst Du denn in diesen Gegenden?"

„Ich bin von dem alten Anton hergeschickt worden, wie Du wohl sehen konntest, und ich habe eben das Boot dort untersucht. Das ist eine schlimme Geschichte, Jim, eine sehr schlimme!"

„Ja, doch könntest Du nur davon sprechen, wenn Du sie mit angesehen hättest."

„Weißt Du Etwas davon? ... Wer waren die Unglücklichen, die man gemordet hat? .... Wann ist

Das geschehen? .... Wie ist es gekommen? .... Wer hat es gethan? ...." fragte Dick hintereinander mit ungeheuerer Zungenfertigkeit.

„Ich befand mich an Bord dieses Bootes und war der Einzige, welcher seinen Scalp gerettet hat."

„Der Einzige, Jim?"

„Ja, der Einzige. Und als ich aus dem Boote war, war das Erste, was ich that, daß ich an meinen Kopf griff, um mich zu überzeugen, ob ich noch mein Haar hätte. Denn ich versichere Dir, daß ich sehr daran zweifelte. Ja, lieber Dick, ich bin der einzige Gerettete. Ich gab Fersengeld, sonst ....."

„Was, Du warst an Bord, und den Shawnies gelang ihre List dennoch?"

„Ja, ich konnte es nicht verhindern."

Und Jim erzählte mit wenig Worten, was wir selbst dem Leser bereits erzählt haben.

„Aber sage mir, Jim, dieser abtrünnige Hund von Mac Gable hatte bei Allem die Hand im Spiele?"

„Ja, er selbst hat Alles geleitet, aber ein anderer Schuft, den wir weiter oben am Kanawha an Bord genommen, bestimmte die armen Narren, sich dem Ufer zu nähern."

„War es nicht ein dicker, untersetzter Kerl?"

„Ja wohl."

„Dann muß es Peter Gammock gewesen sein, ich kenne ihn. Er spielt seit drei oder vier Jahren dasselbe Spiel mit Mac Gable. Seine Verfahrungsweise

ist folgende: Er geht an's Ufer, läßt sich an Bord eines Schiffes aufnehmen, giebt sich für einen Jäger aus, der den Fluß bis zu den drei Inseln nach Mays-ville hinunter, oder bis an eins der Forts muß. Kaum hat man ihn an Bord aufgenommen, so gewinnt er das Vertrauen der Passagiere, und sobald Mac Gable ruft, überredet er die Unglücklichen, an's Ufer zu rudern."

„Nun, mein lieber Dick, er wird es nicht mehr thun."

„Warum denn?"

„Weil ich seine Rechnung quitt gemacht habe, so-bald es sich herausstellte, welchen Streich er den un-glücklichen Weißen gespielt, deren entsetzliches Schicksal mir das Herz zerreißt. Ich brauche nur daran zu denken, siehst Du, so treten mir sogleich die Thränen in die Augen. Denke Dir nur, daß ein junges Mädchen mit auf dem Schiffe war . . . . . Ja, sieh, ich weine, und ich schäme mich dessen nicht. Ich habe das junge Mädchen verlassen müssen, welches auf dem Deck im Sterben lag, denn in dem Augenblicke, wo ich die Flucht ergriff, waren diese Teufel auch schon an Bord."

Während Peterson Dies sagte, bedeckte er sich die Augen, die er mit dem Aermel seiner Blouse wischte, und Dingle schwieg aus Achtung vor seinem Schmerz. Dann sagte er nach einer Pause:

„Vielleicht ist sie nicht gestorben, Jim, vielleicht haben die Rothhäute sie mit weggeführt."

„Nein, sie haben sie nicht mit weggeführt, sie muß irgend wo im Flusse liegen, denn die Cannibalen

haben Alle mit dem Tomahawk umgebracht. Ich hoffte wohl, daß das Mädchen sich bei ihnen befinden könnte, und bin ihnen gefolgt, um mich dessen zu versichern. Ich habe alle diese verdammten Indianer, und Mac Gable mit ihnen gesehen. Sie hatten viele Scalps an ihren Gürteln hängen, aber ich habe in ihren Reihen keinen Gefangenen gesehen. Dieser selbige Mac Gable hatte Marianne Abbot mit seiner ruchlosen Leidenschaft verfolgt; und um sich dafür zu rächen, daß das edle Mädchen ihn zurückgewiesen, hat er Alles dies angezettelt. Ich glaube selbst, daß er den Schuß abgefeuert, der die unglückliche Marianne verwundete, als ich sie in meinen Armen hielt, denn ich hoffte sie und mich durch Schwimmen zu retten. Ich schwöre Dir, Dick, daß ich nicht eher eine Stunde ruhen werde, als bis dieser abtrünnige Hund von Mac Gable mir das Unheil bezahlt, was er Mariannen angethan."

„Gut, Jim, und ich vereinige mich mit Dir zur Erfüllung dieser heiligen Rache," sagte Dick, indem er ihm die Hand drückte. „Machen wir Jagd auf ihn, er hat genug unserer Brüder umgebracht; wir müssen diesem tollen Hunde auf immer den Garaus machen."

„Ja, ja, aber vorher muß ich, und sollte ich ihnen das Herz brechen, die Aeltern Mariannens und Mansfield von dem beklagenswerthen Schicksale des armen Mädchens unterrichten. O, ich möchte lieber lebendig verbraunt oder von einer Kugel durchbohrt werden, als mich dieses Auftrages entledigen, aber ich muß .... ja .... ich muß."

„Und Du willst jetzt fort?“

„Ja, sogleich. Sobald ich bei den Angehörigen Mariannens gewesen bin, kehre ich zurück.“

„Gut, ich werde Dich dort unten im Fort erwarten, und was geschieht dann, Jim?“

„Dann, mein Freund, werden wir uns zur Verfolgung aufmachen,“ fügte Peterson mit dumpfer Stimme hinzu.

Hierauf trennten sich die beiden Jäger und gingen Jeder in anderer Richtung davon.

Viertes Kapitel.

Schwache Hoffnung.

Es gibt Scenen, bei denen man unmöglich verweilen kann, weil sie Empfindungen hervorrufen, die keine Feder zu schildern und keine Einbildungskraft vorzustellen vermag.

Als Peterson, der Waldläufer, den Eltern Mariannens das schreckliche Schicksal erzählte, welches wahrscheinlich den Tagen ihrer Tocheer ein Ziel gesetzt hatte, war der Schlag ein schrecklicher.

Die Mutter fiel in Ohnmacht und kämpfte über eine Woche lang zwischen Leben und Tod. Der Vater nahm den Schlag hin, wie eine vom Blitz getroffene Eiche — fest und ohne sich zu beugen, aber der Schmerz, den er empfand, obgleich er denselben im Beisein seiner Gattin unterdrückte, war eben deßwegen nur um so heftiger. Beiden war das Herz gebrochen, und Beide fühlten, daß sie sich nie wieder von diesem Streich erholen würden.

Russel Mansfield trug diesen schweren Kummer wie ein Mann. Er floh die Gegenwart Anderer nicht, aber wenn er allein war, überließ er sich ganz seiner Verzweiflung.

Wir wollen indessen nicht länger bei dieser herzzerreißenden Scene verweilen, sondern lieber mit unserer Erzählung weiter fortfahren.

Abbot's Entschluß, weiter nach Westen zu wandern, ward dadurch nur noch mehr befestigt. Er wäre vielleicht in große Verlegenheit gerathen, hätte er eine Erklärung dieses Entschlusses geben sollen.

Wir wissen Alle, daß, wenn der Tod uns ein theures Wesen entrissen, es uns schwer wird, uns von der Wirklichkeit unseres Unglücks zu überzeugen. Wir können es nicht glauben, und wir brauchen Zeit, um uns von dieser Wirklichkeit zu überzeugen. Es bleibt uns immer ein sonderbarer Zweifel, ein schwacher Schimmer von Hoffnung. Wir können noch nicht an den Tod glauben. Wir denken, daß durch die Macht der Heilkunde der Gegenstand unserer Liebe dem Leben zurückgegeben werden kann.

Selbst noch am Rande des Grabes haben wir bisweilen diese Hoffnung. Es gibt Augenblicke, wo wir unserer Einbildungskraft volle Freiheit lassen und uns in Hoffnungen und Träumen wiegen, welche uns glauben machen, daß wir das Wesen wiedergefunden, welches wir verloren zu haben gefürchtet.

Die, welche die traurige Erfahrung gemacht, welche

jetzt Abbot und seine Gattin niederbeugte, werden die Gefühle verstehen, welche die armen Eltern nach dieser Scene des Schmerzes bewegten, und die Beweggründe zu schätzen wissen, welche sie stärker denn je drängten, auszuwandern.

Der Entschluß Mansfield's ward durch denselben Gedankengang bestärkt, trotzdem, daß seine Eltern sich demselben widersetzten, welche weder ihn, noch seine unglücklichen Freunde begleiten wollten.

Andere Familien, welche Theil an der Wanderung nehmen wollen, sagten sich gleichfalls los, so daß die Caravane so klein zu werden drohte, daß die durch den Geflüchteten angeführten Befürchtungen nur um so gegründeter wurde.

Peterson hatte Mansfield seinen Plan, den er mit Dick theilte,. anvertraut, daß sie nämlich Jagd auf den abtrünnigen Mac Gable machen wollten. Mansfield ging mit Eifer auf den Vorschlag ein, sich mit ihnen zu vereinigen, oder sich immer nahe genug zu halten, um ohne Verzug Nachricht von ihrem Erfolg empfangen zu können.

So verließ denn ein zweites Boot an einem Septembermorgen das Dorf, von dem wir zu Anfang unserer Erzählung gesprochen. Diesmal wanderten nur vier Familien aus, zu denen auch der junge Mansfield gehörte. Man hatte sich während der ganzen Reise des herrlichsten Wetters zu erfreuen, und die Auswanderer erreichten das Ziel ohne das geringste Hinderniß.

Ehe die Reisenden noch bis zur Sciota gekommen waren, machte man einen verzweifelten Versuch, sie an's Land zu locken; Mansfield jedoch, der überzeugt war, daß nur Mac Gable selbst es sein könnte, der sie ihrerseits zu verführen suchte, nahm die Flinte, um den Versucher niederzuschießen.

Doch war der boshafte Teufel für unsern jungen Jägerlehrling zu schlau, und etwas Schlimmes ahnend, verschwand er, ehe Mansfield noch recht auf ihn zielen konnte.

Trotzdem hatte er Feuer gegeben, und seine Kugel flog so dicht an dem Feinde vorbei, daß dieser seiner Vorstellung ein Ende machte. Da ihr Hinterhalt nun verrathen war, so kamen die Indianer aus ihren Verstecken hervor, und antworteten durch eine volle Salve. —

Ungefähr vierzig Kugeln trafen das Boot oder pfiffen über den Köpfen der Reisenden hinweg, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten.

Die Colonie, welche der Bestimmungsort unserer Auswanderer war, lag einige Meilen weiter unten am Ohio, und sie bekamen ungefähr um die Mitte des Nachmittages diese Colonie in Sicht.

Da Peterson die Colonisten von der Ankunft unserer Reisenden unterrichtet, so erwartete man sie und empfing sie auf die herzlichste Weise. Das Boot war an einem sicheren Ort festgebunden und, Dank dem Wohlwollen und der Thätigkeit der Colonisten, wurde

das Gepäck mit unglaublicher Schnelligkeit an's Land gebracht.

Das Boot selbst ward sobald wie möglich an's Ufer gezogen und zerhackt. Seine Trümmer wurden in Bauholz verwandelt.

Da das Dorf, in dem unsere Reisenden landeten, der Schauplatz mehrer Vorfälle sein wird, die in unserer Erzählung auf einander folgen, so wollen wir eine kurze Beschreibung davon geben, um dann die Ereignisse selbst zu erzählen.

Die Colonie bestand ungefähr aus zwanzig Hütten, und hatte hundert Einwohner. Man hatte schon früher an dem unteren Ende des Dorfes ein kleines hölzernes Fort erbaut, welches bei einem plötzlichen Ueberfall als Zufluchtsort dienen sollte. Der Gouverneur hatte aber befohlen, daß man ein größeres baue, welches fortwährend von den Männern bewohnt sein sollte, die am meisten an das Waffenhandwerk gewöhnt und am geübtesten in den Grenzkriegen wären.

Dieses Fort war demgemäß vor der Colonie erbaut worden, so daß man sie vor der Annäherung des Feindes schützen konnte.

Inmitten einer Lichtung stehend, von einer Seite durch einen undurchdringlichen Sumpf und von der andern durch den Ohio geschützt, war dieses Gebäude in zwei Stockwerke getheilt.

Das Erdgeschoß, welches eine Länge von ungefähr dreißig Meter besaß, ward von allen Seiten von dem

oberen Stockwerk, welches drei und dreißig Meter lang war, überragt, um, im Fall eines ernsten Angriffes, den Vertheidigern des Ortes ihre Aufgabe zu erleichtern und die Thüren und Fenster zu schützen.

Man war sogar so vorsichtig gewesen, einen Brunnen in einer Ecke zu graben, damit die Besatzung nicht durch Durst zur Ergebung gezwungen würde, wenn die Belagerung sich in die Länge ziehen sollte.

Das Dach war so steil, daß kein Wurfgeschoß daselbst eindringen, noch ein Indianer sich darauf halten konnte. Die Wände waren aus ungeheuren hölzernen Balken von ungefähr fünfzig bis sechszig Centimeter Stärke und Breite zusammengefügt, und die Zwischenräume mit Mörtel ausgestrichen.

Die Thüren, Fenster und Läden aus gutem Eichenholz waren von Innen durch feste hölzerne Pfosten verwahrt. In der oberen Etage befanden sich zahlreiche Schießscharten, durch welche man den Feind mit einem wohl unterhaltenen Feuer begrüßen konnte.

Die Palissaden, welche dieses Fort umgaben, bestanden aus Baustämmen von einem Fuß Durchmesser und fünfzehn Fuß Höhe, die vier Fuß tief in die Erde eingerammt waren, und inwendig durch starkes Zimmerwerk gestützt wurden. Da die Palissaden von Außen vollkommen aneinander anschlossen und glatt waren, so war es unmöglich, sie zu erklettern, wenn man nicht Leitern hatte.

Oben auf der Festung erhob sich ein kleines Boll-

werk, von welchem das gestreifte, mit Sternen besäete Banner Amerika's herabwehte. Im zweiten Stockwerk stand eine Drehkanone, die nach dem Walde gerichtet war, und neben welcher eine Schildwache fortwährend auf und ab schritt, und stets ein wachsames Auge über die Gegend schweifen ließ, um sogleich Lärm zu machen, an welchem Puncte die Gefahr sich auch zeigen mochte.

Dieses Fort war in der ganzen Gegend berühmt. Der Gouverneur der Colonie wohnte daselbst und befehligte eine ziemlich starke Garnison, damit die benachbarten Colonien genügenden Schutz hätten. Es ward häufig von vielen Jägern und Waldläufern besucht, die eine Art Freischaar bildeten, in welche Dick Dingle sich hatte aufnehmen lassen.

Der Gouverneur wußte wohl, daß es fast unmöglich war, an die Disciplinirung solcher Leute zu denken, und ließ ihnen daher völlige Freiheit in Allem, was sie thaten, denn er war überzeugt, daß er in Tagen der Gefahr auf sie rechnen könnte. Ueberdieß war dieser Commandant, ebenso wie die anderen Befehlshaber dieser Art Grenzzouaven, selbst Waldläufer gewesen, und daher mit allen Zufällen und Gefahren des Kriegs oder vielmehr mit denen der Indianerjagd vertraut.

Das Amt unseres Freundes Dingle bestand darin, daß er die Umgebungen durchwandern und fortwährend alle Bewegungen der Rothhäute beobachten mußte. So oft als möglich sollte er nach dem Fort zurückkehren,

um dem Commandanten Nachricht über den Gegenstand seiner Beobachtungen zu bringen.

Zu dieser Zeit wurden noch andere Jäger in anderen Gegenden zu demselben Dienste verwendet, und die Namen Einiger sind von der Geschichte aufbewahrt worden. Die berühmsten waren Mac Arthur, White, Mac Cleland, Davis und vor Allem die Brüder Whetzel. Sie kamen alle der Reihe nach in das Fort, aber nie mehre zusammen, blieben einige Tage bei ihren Kameraden, um etwas auszuruhen und sich ein Gütliches zu thun, worauf sie ihre Ausflüge wieder begannen.

Nachdem Peterson seinen Freund Dingle wiedergefunden, ließ er auch sich in die Compagnie einreihen. Unsere beiden Freunde hatten bereits mehre Ausflüge gemacht, als Abbot mit seinen Gefährten in der Colonie ankam. Sie kamen eben von einer Reise in das Thal der Sciota zurück, wo sie ein Dorf der Shawnies recognoscirt hatten.

Die Colonisten empfingen ihre neuen Mitbürger auf das Beste, und stellten ihnen mehre Hütten zur Verfügung, die sie in der größten Eile für sie erbaut hatten.

Auch Abbot, seine Frau und Mansfield hatten sich gleich an demselben Abende noch bequem in ihrer Wohnung einrichten können, und da sie so schnell wie möglich ihre Dankbarkeit beweisen wollten, stellten sie sich am nächsten Morgen den Colonisten zur Verfügung, um Holz zu spalten, Erdarbeiten zu verrichten, kurz

sich allen Arbeiten zu unterziehen, die von irgend welchem Nutzen sein konnten.

Abbot hatte Peterson noch nicht gesehen, aber erfahren, daß er in der Colonie sei, und schon am Abend nach ihm geschickt. Jim jedoch, dessen gutes und empfängliches Herz wir kennen, hatte sich fern gehalten, da er fürchtete, den Schmerz des armen Vaters durch seinen Anblick zu erneuern. Als er aber Abbot's Wunsch ihn zu sehen, hörte, konnte er nicht länger widerstehen, sondern begab sich sogleich zu ihm.

Das Wiedersehen konnte für beide Theile nicht anders, als traurig sein. Auf dem Gesicht des Jägers prägte sich Gezwungenheit und Zögern aus. Als ob man eine schmerzliche Bewegung vermeiden wollte, erstreckte sich die Unterhaltung nur auf gewöhnliche Gegenstände, so daß durch die Alltäglichkeit derselben die dornigen Puncte vermieden wurden, welche Beide wieder auf die schmerzlichen Gedanken bringen mußten, die ihre Seelen erfüllten.

Nach einer peinlichen halbstündigen Unterredung merkte Mistreß Abbot mit ihrem durchdringenden Auge, daß ihre Gegenwart ihrem Gatten Zwang auferlege. Da sie errieth, daß er Peterson etwas Besonderes mittheilen wollte, entschuldigte sie sich und zog sich zurück, um sich zur Ruhe zu begeben.

Nachdem sie fortgegangen, dauerte das Gespräch der beiden Freunde noch einige Augenblicke, hörte dann plötzlich auf und düsteres, trauriges Schweigen herrschte.

„Jim," sagte Abbot endlich mit Anstrengung, indem er sich verstohlen umblickte, als ob er sich versichern wollte, daß seine Gattin auch wirklich fort sei und ihn nicht hören könne, „ich muß noch einmal mit Euch von . . . ."

„Nun wohlan!" sagte Jim verlegen.

„Ich muß Euch bitten, mir noch einmal und so ausführlich, wie es Euch nur möglich ist, alle Umstände bei dem Angriff auf das Boot, und dem Tode Mariannens zu erzählen. Weiter verlange ich dann nichts von Euch."

„Ich weiß nicht, ob ich Euch mehr sagen kann, als ich Euch schon erzählt habe, aber ich will Alles wiederholen, was ich davon weiß."

Nun begann Jim mit Schauder erregender Genauigkeit die letzten Augenblicke Mariannens zu schildern, und er wiederholte die rührenden Worte, welche sie in dieser verhängnißvollen Stunde gesprochen. Der arme Vater hörte zu, ohne Jim ein einziges Mal zu unterbrechen. Die Lippen zusammengepreßt und die Stirn gerunzelt, blickte er mit erschreckender Unbeweglichkeit in das Feuer, welches auf dem Heerde brannte.

„Ihr glaubt also, Jim, daß meine Tochter todt sei . . . . daß sie unmöglich noch leben könne?"

„Stellt Euch vor, Abbot, mein Kopf wäre von fünfzig Kugeln durchlöchert, hättet Ihr wohl Hoffnung, daß ich das überlebte? Und wenn ich Euch dann

sagte, ich fühlte mich so todt, wie ein Thürnagel, würdet Ihr mir dann nicht glauben?"

„Natürlich."

„Nun wohl! mein Herz blutet, daß ich es Euch sagen muß: Es war keine Möglichkeit für Marianne vorhanden, dem Tode zu entrinnen. Sie sah schon nicht mehr, selbst die Teufel nicht, welche auf das Boot losstürmten; sie war todt noch ehe ich nur zwanzig Schritt weit hinweg war."

„Ihr seid dessen gewiß?"

„Ja wohl,"

„Verwundert Euch nicht, Jim, ich habe schon lange selbst keine Hoffnung mehr. Dennoch aber habe ich noch einen Wunsch, mein Freund, ich möchte wissen, wo ihre Leiche sich befindet."

„O das kann ich Euch sagen."

„Nun dann thut es!"

„Das arme Kind ist mit den Anderen in's Wasser geworfen worden."

„Ihr habt es aber nicht gesehen, Jim, Ihr könnt dies nicht gewiß behaupten."

Der Jäger wollte dagegen protestiren und Abbot sagen, daß er den Mördern gefolgt wäre und gesehen hätte, daß sie Niemanden mit sich fortgenommen, aber er hielt inne und Abbot fuhr fort:

„Dieser Zweifel, diese Ungewißheit verursacht mir unaussprechlichen Kummer. Wenn dieser letzte Punct aufgeklärt sein wird, werde ich kein Wort mehr über

diesen schrecklichen Gegenstand sagen. Sagt mir aber noch Eins. Russel hat mir versichert, daß Ihr und Dingle Euch vorgenommen hättet, Mac Gable zu verfolgen und meine Tochter zu rächen zu suchen?"

„Wir werden die Rache nicht suchen, sondern ergreifen," sagte Peterson mit edler Festigkeit.

„Ich bin Christ, Jim, und die Bibel lehrt uns, daß die Rache nicht uns, sondern Gott allein gehört! Deßhalb kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß ich nicht wünsche, daß Mac Gable durch Euch leide. Gott weiß es, er hat zwei Herzen gebrochen, aber es wird eine Zeit kommen, wo er dafür Rede stehen muß."

„Das meine ich auch, und hoffe, daß dies eher geschieht, als er es glaubt."

„Er kennt, wenn auch kein anderes menschliches Wesen es weiß, das Schicksal Mariannens. Sucht also vor allen Dingen, wenn es möglich ist, die Wahrheit von ihm zu erfahren."

„Ich weiß aber nicht, auf welche Weise dies geschehen könnte."

„Nehmt ihn gefangen und bringt ihn zu mir. Wir werden ihn schon zwingen zu antworten. Glaubt Ihr nicht, daß es Euch und Eurem Gefährten gelingt, ihn gefangen zu nehmen?"

„Vielleicht, und wenn es geschieht, wollen wir Eurem Wunsche gemäß handeln," sagte Jim, und setzte dann zu sich selbst hinzu: „Wenn wir diesen höllischen Teufel erwischen, so wollen wir ihn in den Flammen

tanzen und an langsamem Feuer braten lassen. Ich setze mein Leben daran."

„Sucht ihn gefangen zu nehmen, Jim, Ihr würdet mir dadurch einen Dienst erweisen, den ich Euch nie vergelten könnte."

„Seid ruhig, Vater Abbot, das wird geschehen."

Einige Augenblicke darauf ging Peterson fort.

Fünftes Kapitel.

Die geheimnißvolle Warnung.

Es war in einer milden Septembernacht 179 . . . Der Tag war heiß aber ein wenig nebelig gewesen, wie dies zuweilen zu dieser Jahreszeit der Fall ist, und mit der Nacht war eine köstliche Frische eingetreten.

Der Mond schien sein bleiches Licht hinter einem Schwarm ziehender Wolken zu verhüllen, die, indem sie sich immer mehr auf einander thürmten, ihn mit phantastischen Schatten zu umgeben schienen, bald wie Gespenster über die kleine Colonie dahinglitten, und bald sich entfernten, als ob sie den Mond sein mildes Licht darüber ausgießen lassen wollten.

Die Mehrzahl der Colonisten hatte sich in die Hütten zurückgezogen, und je später es ward, desto seltener wurden die Verspäteten auf der Straße des Dorfes. Einige helle Lichtstrahlen drangen durch die Oeffnungen der Festung, und zeigten an, daß man da drinnen noch wach war. Zuweilen verrieth lautschallendes Gelächter,

daß man nichts von den heiteren Traditionen verloren, das heißt, man erzählte Geschichten, die mehr oder minder mit drolligen und lustigen Bemerkungen gewürzt wurden.

Peterson saß drinnen und erzählte die Heldenthaten seiner Jugendjahre, zur großen Befriedigung seiner Kameraden, zu denen auch der Commandant sich gesellt, der es nicht verachtete, in ihre Heiterkeit mit einzustimmen.

Draußen vernahm man den langsamen, gemessenen Schritt der Schildwache, und man konnte den Schattenriß des Soldaten sehen, wie er auf der Galerie der Festung auf und abging. Indem er dies that, konnte er die ganze Umgegend überschauen, und sein Auge, dem nichts entging, blickte bald auf den Fluß, in dem der Mond sich wie eine zitternde Scheibe von flüssigem Silber spiegelte, bald auf den tiefen, dunkeln Wald, der gespenstisch, bis an den Horizont sich hinabzog.

Der jetzt Schildwache Stehende war unser Freund Dingle und sollte um Mitternacht abgelöst werden.

Er schritt so die Galerie auf und ab, bis er plötzlich stehen blieb, als ob sein Auge in der Ferne etwas Verdächtiges entdeckt hätte. Wirklich sah er einen kleinen Punct, der gewiß für jeden Anderen, der den Ohio hinauf fuhr, unsichtbar gewesen wäre.

Auf den ersten Blick sah es aus, wie ein großer Vogel, welcher oben auf dem Wasser schwämme, aber unser Jäger errieth bald, daß es ein kleines Canoe war,

welches auf dem Fluß dahinglitt, und eine kleine Erhöhung, die er in der Mitte des Fahrzeugs bemerkte, überzeugte ihn, daß das Boot nur einen Ruderer enthielt.

Als das Fahrzeug die Entfernung, in welcher Dingle es zuerst bemerkte, zu drei Viertheilen zurückgelegt hatte, vermochte er deutlich den Wiederschein der Ruder aus Pappelholz, welche im Tact das Wasser schlugen, zu unterscheiden.

Einen Augenblick darauf, erreichte das Boot den Schatten am Ufer von Kentucky, und verschwand.

Dieses Manöver erweckte in Dingle Verdacht. Das lange Schweigen und die Unthätigkeit der Wilden ließen ihn glauben, daß sie sich auf einen großen Angriff auf die Colonie vorbereiteten. Da jedoch weder er, noch Peterson seit einiger Zeit in den Wäldern herumgestreift waren, so wußten sie nicht, was gegenwärtig die Absichten der Rothhäute wären.

„Halten wir die Augen gut offen," sagte Dick zu sich, indem er wieder auf und ab zu schreiten begann.

Indem er so mit dem gemessenen und nachlässigen Schritt auf und abging, der den Schildwachen eigen ist, schien er auf Nichts Acht zu geben. Dennoch überwachte sein Auge mehr als je bald den Fluß, bald den Wald.

Eine halbe Stunde verging, dann eine Stunde. Nichts schien zu geschehen, was seinen Argwohn hätte

vermehren können, aber er wußte wohl, daß dieses Zögern, ein ebenso guter Grund zu Befürchtungen war, wie das verrätherische Geräusch der Annäherung irgend eines Feindes gewesen wäre.

Jetzt begann er eine Unterhaltung mit sich selbst:

„Es ist keine Gefahr vorhanden, daß man Dingle beim Schlafen überrasche, wenn die Rothhäute in der Nähe sind. Darauf könnte man sonst Etwas wetten. Aber Du alter Narr, Dingle, was denkst Du denn? Welches sind wohl die Absichten dieser Schufte? Laß sehen! Denke nach, suche, berechne! Erstens, ist gewiß Etwas unter ihnen, und dieses Etwas, ist der Teufel. Sie können nur teuflische Absichten haben. Deswegen, Dick, liegt in dem Winde etwas so Eigenthümliches. Folglich sei auf Deiner Hut! Die Waffen bereit! Wenn sie sich aber nur wenigstens beeilten! Wenn sie nur kämen! Was zum Teufel, wollen sie denn versuchen?“

Indem er sich vollständig seinen ernsten Betrachtungen überließ, unterbrach er seine Promenade bald, bald setzte er sie wieder fort, ohne es dabei zu versäumen, den Horizont zu erforschen, und alle Beobachtungen anzustellen, die er machen konnte. Die andauernde Unbeweglichkeit des Feindes setzte ihn in Erstaunen. Es geschah wirklich gar Nichts, was ihn Etwas hätte vermuthen lassen.

So verfloß wieder eine Stunde, ohne ihm die geringste Aufklärung zu bringen.

Unser excentrischer Waldläufer, setzte demnach seine Promenade auf der Galerie fort, indem er sich ähnlichen Betrachtungen, wie die oben erwähnten, hingab.

Es schlug zwölf Uhr, eine Schildwache erschien auf der Platform. Es war die, welche Dick ablösen sollte.

Dieser Soldat hieß Jenkins und war ein Rekrut, der wenig oder nichts verstand, was die Indianer betraf. In einer schwierigen Lage hätte er kein Vertrauen eingeflößt. Man belustigte sich damit, ihm allerhand Streiche zu spielen, indem man ihn bald zwang, in die Wälder zu gehen, wo man ihm das Kriegsgeschrei der Indianer in die Ohren schrie, bald indem man neben ihm einen Schuß abfeuerte.

Alle diese Proben hatte er nicht zu seinem Vortheil bestanden, sondern im Gegentheil Gelegenheit gegeben, an seinem Muthe zu zweifeln. Mit einem Worte, man war überzeugt, daß er Reißaus nehmen und die Flucht ergreifen würde, wenn man ihn zu hart drängte.

„Paß gut auf! und nimm Dich in Acht, daß Du nicht einschläfst," warnte ihn Dingle.

„Was! traust Du mir das zu?"

„Das habe ich nicht gesagt, aber es ist doch auf alle Fälle gut, wenn man Dich warnt, denn wenn Du heute Nacht schliefest, so könnte es schlimm kommen!"

„Ah! Was giebt es denn Außerordentliches?" fragte Jenkins mit sichtbarer Angst.

„Nichts. Ich habe blos Indianer gesehen."

„Wirklich! Du scherzest wohl, Dick?“

„Glaube, was Du willst, aber wenn Du von jetzt an bis zum Morgen Nichts siehst, so kannst Du dann Deine Augen künftig in die Tasche stecken, weiter sage ich Nichts.“

Und indem Dingle den Kopf bedeutungsvoll schüttelte, drehte er sich auf dem Absatz herum, um in das Fort hineinzusehen.“

„Aber höre doch, Dingle; weißt Du, daß Du durchaus nicht ehrlich gegen mich bist!“ rief Jenkins aus, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Was giebt es denn? Du fürchtest Dich doch nicht?“ fragte ihn Dingle, indem er zornig die Stirn runzelte.

„Nein, nein, ich fürchte mich nicht, durchaus nicht, ich dachte nur, daß Du einem Kameraden sagen könntest, wie die Sachen stehen. Ich glaube, daß Du das für mich thun könntest.“

„Nun so höre. Ich habe fünf Shawnies dort unten in dem Wald herumkriechen sehen. Sie haben versucht, auf mich zu zielen, aber Dank meiner Beweglichkeit und meiner guten Haltung, haben sie es nicht gewagt, zu schießen. Also nur rührig, mein lieber Jenkins und Alles wird gut gehen, wenn Du's richtig anfängst. Wenn Du verwundet bist, so rufe mich nur, und ich werde Dich da hinein bringen, damit Du in Frieden sterben kannst.“

„Halt! Verlaß einen armen Kameraden nicht

auf diese Weise, das wäre durchaus nicht gut gehandelt."

„Zum Teufel auch, was willst Du denn von mir?" erwiderte der Jäger, indem er den Furchtsamen mit zornigen Blicken maß.

„Ich wollte sagen . . . ich wollte eine einfache Bemerkung machen, die Du vielleicht kennst. Ich dachte . . . . das heißt, ich möchte wissen, ob es Dir nicht gleich wäre, noch ein Wenig hier zu bleiben."

„Wozu denn?"

„O, nur um mir Gesellschaft zu leisten. Ich werde es Dir einmal wieder vergelten."

„Ich verlange nie, daß Jemand bei mir bleibe, wenn i ch Schildwache stehe!"

„Du willst also nicht bei mir bleiben?"

„Nein."

Und nachdem der Jäger den Feigling an seinen Platz gestellt, begab er sich in das Fort. Er hatte durchaus nicht die verabscheuenswürdige Absicht, die Sicherheit der Colonie den Händen Jenkins' anzuvertrauen. Er wollte nur den Muth des Letzteren auf die Probe stellen, und gestehen wir es, es war ihm nicht unlieb, sich ein Wenig auf dessen Kosten belustigen zu können. Er schloß also die Thür des Postens und horchte dann.

Er hörte Jenkins mit bramarbasirenden Schritten die Galerie auf- und abgehen und pfeifen, um sich Muth zu machen.

Dingle wagte es, die Thür zu öffnen und Beobachtungen anzustellen.

Jenkins hatte seine Büchse an das Fort gelehnt und die Hände in den Taschen, ging er so geräuschvoll auf und ab, daß die Wachen aus dem Schlafe auffuhren und sich zankten, um ihre schlechte Laune zu vergessen. Sein Hut fiel ihm hinten vom Kopf, seine borstigen Haare sträubten sich auf der Stirn, und die Höhlen seiner Augen, waren so unmäßig weit geöffnet, daß man nur das Weiße sah, so starr blickte er vor Schrecken in den Wald. In seiner Angst bildete sein Mund ein vollkommenes O.

Dann fing er wieder an zu pfeifen, wenn das Klappern seiner Zähne es erlaubte, und brachte Töne hervor, die weit mehr dem Pfeifen des Windes, als einer musikalischen Melodie glichen. Endlich schwieg er, um sich seinen Betrachtungen hinzugeben.

„Der Teufel hole die Indianer! Ich möchte, sie würden Alle ausgerottet. Ich kann gar nicht begreifen, was sie hier wollen, und noch dazu, wenn ich Wache stehe! Ich wette, daß sie Alle nie von Peter Jenkins haben sprechen hören. Wie schlecht von Ihnen, uns zu belauern und immer so zu belästigen! Wenn ich wie die Indianer wäre, so würde ich meine Jagden auf Hirsche und Bären beschränken und nie hierher kommen, wenn Peter Jenkins Wache steht. Ich würde höchstens diesen Dick Dingle todtschießen, der ein schrecklicher gemeiner Mensch ist!“

Nach dieser klugen Bemerkung fing Jenkins wieder an zu pfeifen, und fuhr dann fort:

„Wenn die Indianer nur wenigstens bis morgen früh warteten, dann wollte ich noch nichts sagen, obgleich es, die Wahrheit zu gestehen, vielleicht eben so gut wäre, wenn sie gar nicht kämen. Ich dachte aber .... Holla! Jerusalem! Eben sah ich, wie sich Etwas bewegte, so gewiß wie die Welt die Welt ist!"

Dingle, der diesen ganzen Monolog mit angehört, hielt es für gut, sich wieder auf die Scene zu begeben. Indem er daher die Thür sorgfältig hinter sich schloß, schlich er auf die Platform. Jenkins, der die Augen fortwährend auf den Wald gerichtet hatte, sah Dingle anfangs nicht, aber als er einen Schritt zurücktrat, stolperte er über ihn weg.

„Donnerwetter!" rief er, indem er aufstand, ist das Dingle? Was machst Du denn hier?"

„Ich will Dir Gesellschaft leisten, wie Du es gewünscht."

„Gut .... oh .... das freut mich sehr!"

„Du hast wohl Etwas gesehen?"

„Ja, ich glaubte, Etwas dort unten am Rande des Waldes gesehen zu haben."

Dingle blickte nun auch starr nach dem bezeichneten Puncte, und überzeugte sich, daß Jenkins Recht hatte.

„Es war wirklich Jemand dort," sagte Dingle.

Indem er nach derselben Richtung hinschaute, hielt

er sich hinter dem Geländer der Galerie verborgen. Er fuhr fort, den verdächtigen Gegenstand zu beobachten, und erkannte endlich vollkommen genau die Person, welche dem schüchternen Jenkins einen solchen Schrecken eingejagt.

„Oh! gut, sehr gut!“ murmelte er vor sich hin. „Das ist der Engel der Grenze. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß die Jemanden ein Leid zufüge. Ohne Zweifel hat sie Etwas zu sagen. Sie späht, ob sie mich sehen kann .... Aber ich will mich noch eine Weile verborgen halten und sehen, auf welche Weise diese Memme, dieser langbeinige Jenkins, sich benehmen wird, wenn sie ihn von ihrer Gegenwart unterrichtet.“

„So höre doch! Entdeckst Du Etwas?“ fragte ihn jetzt Jenkins zum dritten oder vierten Male.

„Ja! .... ja! .... mach' keinen Lärm.“

„Warum mußt Du Dich denn so verstecken, Dick?“

„Weil ich so besser sehe.“

„Muß ich mich auch so niederducken?“

„Ohne Zweifel, wenn Du Dich fürchtest.“

„Ich fürchte mich durchaus nicht, nur .... Oh! mein Gott! ich bin verwundet ....“ rief Jenkins, indem er sich auf der Platform hin und her wälzte und ächzte, als ob er schon mit dem Tode kämpfte.

Dick war nicht erstaunt, denn er hatte das Spannen eines Bogens und das Zischen eines Pfeiles gehört. Das Wurfgeschoß war einige Fuß über dem Kopfe der Schildwache in die Wand der Bastion ge-

drungen. Dick hatte es erwartet, denn auf diese Weise pflegte das geheimnißvolle Wesen, welches unter dem Namen: „der Engel der Grenze“ bekannt war, seine Gegenwart zu offenbaren.

„Steh doch auf, Du Narr!“ sagte er in befehlendem Tone zu seinem Kameraden, indem er seinem Befehl durch einen energischen Fußtritt Nachdruck verlieh, weil er jetzt ernstlich über Jenkins' Feigheit in Zorn gerathen war. „Steh auf, sage ich Dir! Du bist nicht verwundet, und das ist sehr schade. Es hat weder Jemand nach Dir geschossen, Du Thor, noch daran gedacht, Dir ein Leid zuzufügen.“

„So, glaubst Du? Es ist wirklich war, ich bin nicht verwundet . . . . Siehst Du Dingle, es war eine Anwandlung: ja, ich leide schon seit meiner frühesten Kindheit daran. Der Teufel! willst Du vielleicht sagen, ich wäre absichtlich hingefallen?“ fügte Jenkins hinzu, indem er aufstand, als er sich überzeugt, daß er nicht verwundet war.

„Nein, aber Du wirst zugeben, daß Du sehr drollig fällst,“ sagte Dingle.

„Ja, diese verdammten Zufälle packen mich stets . . .

„Wir wollen nicht weiter davon reden, oder ich werde Dir andere über den Hals schicken. Bleib hier, und passe gut auf, während ich hinunter an die Thür gehe.“

„Was willst Du denn an der Thür?“

„Es ist Jemand unten, der mit mir zu schprechen wünscht.“

„Du bleibst aber doch nicht lange, nicht wahr? . . . Wer ist denn unten?“

„Die Person, die Dir diesen Pfeil gesandt hat.“

„Jerusalem! Also hatte sie es doch auf mich abgesehen. Ich wußte es wohl!“

„Na, jetzt halte den Schnabel und sei ruhig, denn sonst könnte man ein zweites Mal auf Dich schießen und zwar ohne das Ziel zu verfehlen. Ich komme sogleich wieder.“

Mit diesen Worten ging Dingle hinter an die Thür der Palissaden, um die Botschaft des Engels der Grenze in Empfang zu nehmen.

Sechstes Kapitel.

Der Engel der Grenze. — Die Shawnies.

Die geheimnißvolle Person, die wir in dem vorhergehenden Kapitel, unter dem Namen „Engel der Grenze" eingeführt haben, hatte denselben von den Jägern und Waldläufern erhalten, die sie schon seit mehren Jahren kannten, aber man wußte weiter Nichts von ihr, als daß sie überhaupt existirte.

Wer war sie wohl? Wo kam sie her?

Dies war für Alle ein undurchdringliches Geheimniß. Sie war stets tättowirt und nach der phantastischen Art der Indianer gekleidet, aber Vieles sprach auch dafür, daß sie zur weißen Rasse gehöre, denn sie drückte sich stets in der Sprache der Colonisten aus, und vermied dabei stets die seltsamen und gesuchten bildlichen Ausdrücke, die unter den Indianern Nordamerika's so gebräuchlich sind, und durch welche sie sich gewöhnlich den Menschen so unverständlich machen.

Sie war stets allein, und selten, ja nie kam sie am

hellen Tage zum Vorschein. Ihr Leben schien allein dem Zweck geweiht zu sein, die Colonisten zu schützen. Mehr als einmal hatten ihre guten Rathschläge, die man auch befolgt, viele Weißen vor der Wuth der Wilden bewahrt.

Bald bewachte sie die Colonien im Thale der Sciota, dann verschwand sie, nachdem sie die ausführlichsten Nachrichten über die Bewegungen des Feindes gegeben, und bald nachher erfuhr man, daß sie den weiter nach Osten gelegenen Colonien dieselben Dienste erwiesen.

Die Mehrzahl der Jäger, denen sie erschien, hielten sie weder für eine Weiße, noch für eine Indianerin, sondern für einen Geist, einen Engel, und aus diesem Grunde hatten sie ihr den Namen gegeben, mit dem auch wir sie bezeichnet haben. Die rauhen, aber abergläubischen Männer hielten sie für ein Wesen, welches hoch über ihnen stünde, und ihre Verehrung war so furchtsam, daß sie überzeugt waren, der, welcher sie berühre, werde sofort sterben.

Louis Whetzel, der Berühmteste unter den vier Brüdern dieses Namens, war ein Jäger, der geschworen, daß er bis zu seinem Tode nie einem Indianer, unter keinem Vorwande, sei es in Folge eines Vertrages, oder als Parlamentair, oder aus einem anderen Grunde, das Leben schenken werde.

Er hatte diesen furchtbaren Entschluß gefaßt; als er als Kind Zeuge der Niedermetzelung seiner Eltern gewesen.

Es war eine allgemein bekannte Thatsache, daß er, nachdem er sich mit Beach Dickerson verbündet, einen Indianer getödtet, trotz einer Proclamation des Generals Harmar, in Folge welcher alle Feindseligkeiten neun Tage lang eingestellt sein sollten, damit man mit den Indianern unterhandeln könne. Da der General eine Belohnung darauf gesetzt, wenn man sich seiner Person bemächtigte, so mußte er in die Wälder fliehen, wo er sich mehr und mehr seinen Plänen ewigen Hasses widmen konnte.

Man erzählte, daß dieser furchtbare Louis Whetzel, als er eines Tages dem Engel der Grenze in dem Walde begegnet, seinem Schwure zum ersten Male in seinem Leben untreu geworden sei. Als er diesen Vorfall erzählte, sagte er, daß, wenn er seine Büchse auf sie angelegt hätte, ganz gewiß ein einziger Blick des Engels ihn augenblicklich vernichtet haben würde.

Da diese abergläubische Furcht auf Alle ihren Einfluß ausübte, die mit dem Engel verkehrten, so braucht man sich nicht zu wundern, daß unserem Freunde Dick das Herz klopfte, und daß er nicht ganz ruhig war, als er, nachdem er die Querhölzer weggenommen, welche die massive Thür der Pallisaden verrammelten, vor der Indianerin stand.

„Was giebt es diese Nacht?“ fragte er.

„Ich habe Euch Viel mitzutheilen. Warum seit Ihr denn aber so lange im Fort geblieben?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

„Dann beeilt Euch, den Wald zu durchforschen, denn es giebt Viel für Euch zu erfahren."

„Darf ich es wagen, Euch zu bitten, mir mitzutheilen, was es giebt?"

„Ich weiß es nicht ganz genau. Alles, was ich Euch sagen kann, ist, daß die Shawnies und Wyandots sich zum Kriege rüsten."

Und sie beabsichtigen, hierher zu kommen?"

„Vielleicht."

„Und wo bereiten sie sich vor?"

„In Piqua."

„Gut, dann werde ich ihnen einen kleinen Besuch abstatten. Habt Ihr mir noch Etwas zu sagen?"

„Nein; lebt jetzt wohl."

Dingle öffnete die Thür, ließ seinen geheimnißvollen Gast hinaus, und nachdem er die Thür wieder verrammelt, begab er sich in das Fort zurück. Sobald er die Platform erreicht, fragte ihn Jenkins:

„Mit Wem plauderteſt Du denn?"

„O, es war ein junges Mädchen, welches mich von Zeit zu Zeit besucht."

„Eine Indianerin?"

„Ja, ein berühmtes Wesen."

„Der Teufel! Sie hat einen schönen Wuchs. Wie war sie denn auf den Gedanken gekommen, diesen Pfeil nach mir zu schießen?"

„Zum Donnerwetter! um Dich zu tödten!"

„Mich zu tödten, mich! Warum wollte sie mich

denn tödten? Ich habe ihr doch nie Etwas zu Leide gethan!"

„Sie hatte geglaubt, daß Du nur deßwegen hierhergekommen wärest, um Dich zu zeigen und mich bei ihr auszustechen. Das hatte sie wüthend gemacht."

„Du hast es ihr aber wohl erklärt?"

„Ja, aber ich kann Dir nicht sagen, was sie mir erwidert hat. Jetzt will ich mich niederlegen, aber pfeife nicht zu laut, mißhandle Deine Hühneraugen nicht so und vor Allem laß Dir nicht einfallen zu sagen, wie gemein dieser arme Teufel, der Dick Dingle ist, denn dann könnte er kommen und Dich zum Schweigen bringen?"

Mit diesen Worten öffnete der Jäger die Thür und begab sich in das Fort, während Jenkins ganz verblüfft über Das, was er gehört, dastand.

„Beim heiligen Georg! wie der Teufel kann er denn wissen, was ich gesagt habe? Ich wette, daß diese verwünschte Indianerin in ihren Hinterhalt zurückgekehrt ist und den günstigen Augenblick abwartet, wo sie auf mich zielen kann. Wenn sie es wieder versucht, so schieße ich sie nieder, so wahr ich lebe; dann wird sie bedauern, Peter Jenkins begegnet zu sein."

Es ward jedoch kein Attentat auf Jenkins' Leben versucht, und als der Tag graute, sahen Fluß und Wald wie gewöhnlich aus.

Gleich am Morgen theilte Dingle dem Commandanten die Botschaft des Engels mit und erbot sich das Dorf Piqua

besuchen und die Bewegungen des Feindes beobachten zu wollen.

„Wenn sie sagt, daß sich irgend wo ein Unglück vorbereitet, so könnt Ihr sicher sein, daß sie die Wahrheit sagt,“ setzte er hinzu.

„Ja, Dingle. In diesem Falle mache Dich auf den Weg, nimm Dir, wen Du willst, zur Begleitung mit, spionire, so viel Du kannst, Alles aus, und komm so schnell wie möglich wieder.“

Der Besuch des Engels hatte in der zweiten Nacht nach dem Gespräche zwischen Abbot und Peterson stattgefunden, so daß der Letztere sich noch nicht auf den Weg gemacht, um Mac Gable zu suchen. Als er Dingle zu Rathe gezogen, waren die beiden Freunde zu dem Schlusse gekommen, daß die Sache keine dringende sei und daß sie die Ausführung des Planes bis zu ihrer Rückkehr von Piqua verschieben könnten.

Die Sicherheit der Colonie mußte jeder anderen Rücksicht vorangehen. Da es überdies wahrscheinlich war, daß Mac Gable sich in dem Dorfe befand, so war es eben so wahrscheinlich, daß beide Zwecke auf einer Reise erreicht werden könnten.

Nach einer langen Unterredung beschloß man zu Aller Erstaunen, daß Peterson das Dorf der Shawnies besuchen, Dingle dagegen mit dem furchtsamen Jenkins in Piqua recognosciren sollte.

Gewiß fehlte es diesem Plane nicht an Scharfsinn, aber man fand den Entschluß der beiden Freunde, sich

zu trennen, sonderbar, weil man wußte, daß sie, wenn sie sich im Dienste befanden, stets beisammen geblieben waren.

Die Shawnies waren die unversöhnlichsten Feinde der Weißen, denn mit ihnen hatte man die längsten und blutigsten Grenzkriege geführt. Sie waren ein herumziehender, rachsüchtiger, blutdürstiger Völkerstamm, der nur in dem Rausche des Krieges lebte. Ihr Name schon war ein Schrecken und Gegenstand der Verwünschung in den Colonien von Niederkentucky oder an den reichen Ufern des Ohio.

Als Amerika entdeckt wurde, hatten die Shawnies den südlichen Theil Georgia's und Florida's inne. Sie hatten sich bei den anderen Indianern durch ihre Mord- und Raubanfälle so furchtbar gemacht, daß ein großes Bündniß sich zwischen den mächtigsten Stämmen, den Choctaws, den Cherokees und den Creeks, bildete, um ihnen einen Vernichtungskrieg zu erklären.

Damals geschah es, daß sie nach dem Norden zurückgedrängt wurden, wo sie sich am Ohio und dem dazu gehörigen Ländergebiet niederließen. Sie wurden freundlich von den Wyandots aufgenommen, und bildeten eine große und mächtige Nation, die ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten bewahrte.

Seit dem Anfang des französischen Krieges, 1785, bis zu den entscheidenden Kämpfen zwischen Tecumseh und den Weißen, ziemlich sechszig Jahre später, waren sie fortwährend in mörderische Gefechte verwickelt, die

nur durch einen zwölfjährigen Frieden in Folge des Vertrags von Wayne unterbrochen wurden.

Wie alle großen indianischen Nationen theilten sich auch die Shawnies in verschiedene Stämme, die wieder in Familien zerfielen. Gegenwärtig kennt man nur noch die Namen von vier Stämmen. Die Piquas, die Kiskapocokes, die Chillicothes und die Mequachakes. Piqua bedeutet in der indianischen Sprache einen Mann, der aus der Asche ersteht, und es giebt unter diesem Volke eine Sage, welche diesen Ursprung erklärt.

Sie hatten ein großes Dorf oberhalb der Massiebucht, ein Wenig mehr nach Norden zu, und ein anderes Namens Piqua, an den Ufern des Flusses Mad, einige Meilen südlicher als Springfields. Ihr Hauptlager befand sich in dem Thal der sogenannten Spitzbucht, und an dem Sciotaflusse.

Was unsere Waldläufer betrifft, so waren ihre Vorbereitungen sehr einfach und in wenigen Stunden getroffen. Somit traten sie denn ihre gefährliche Reise an.

Siebentes Kapitel.

Die Verfolgung.

Da Peterson's Ziel das Thal der Sciota war, so wendete er sich, als er die Colonie verließ, nach Osten, ging an dem Ohio hinauf, bis er die Mündung der Sciota erreicht, und setzte dann seinen Weg allein und zu Fuß in nördlicher Richtung fort. Wir wollen ihn seine Straße ziehen lassen, und den Abenteuern seiner beiden Kameraden folgen.

Dingle hatte aus zwei gewichtigen Gründen unsern Freund, den muthigen Jenkins, zu seinem Begleiter gewählt: Erstens zum Wohl des Letztern, und Zweitens zu seinem eigenen, nämlich zu seiner Belustigung. —

Er glaubte, ohne große Schwierigkeit erfahren zu können, was er wissen wollte, und meinte, sein Begleiter werde so leicht zu regieren sein, daß er keine Unannehmlichkeit von seinen vorübergehenden Anwandlungen zu fürchten hätte.

Sein Plan war, nach Westen zu wandern, indem er dabei dem Laufe des Ohio folgte, bis er sich den Mündungen des kleinen Miami gegenüber befände, den er erreichen konnte, wenn er sich in einem Canoe hinüberruderte. Er hatte diese Gegend oft besucht, und sich dabei, wie er sagte, ein indianisches Boot geliehen, welches er aber an der Mündung des Flusses verborgen hielt, um sich desselben bei seinem Ausfluge zu bedienen. —

„In's Teufels Namen! wie bist Du denn auf den Gedanken gekommen, mich mitzunehmen?" fragte Jenkins ärgerlich, als sie sich im Walde befanden.

„Wie! warum? .... Nun, damit wir zusammen unsere guten Freunde, die Shawnies, ausspioniren und ihre Eigenschaften, und so weiter und so weiter, erforschen können."

„Ja, das glaube ich wohl! Auch werde ich den Ersten umbringen, der mir in den Weg kommt."

„Sehr gut! O, gib mir die Hand darauf, braver Jenkins. Ich wußte wohl, daß Du im Grunde genommen doch etwas werth wärest."

„Wie so?" fragte Jenkins zornig und sehr wenig dankbar für den Eifer; mit welchem der Jäger ihn beim Worte hielt.

„Ich meine das Talent, welches Du gezeigt, Dich zu verstecken und zu verkriechen, wenn die Rothhäute nicht fern waren," erwiderte sein Gefährte.

„Höre einmal," rief Jenkins aus, indem er sich vor

den Jäger hinstellte und ihn vom Kopfe bis zu den Füßen maß, „ich will wissen, was Du mit diesen Worten meinst, denn sie enthalten eine Anspielung auf meinen Muth, die ich nie zu erlauben die Absicht habe. —"

Dingle, der es nicht räthlich fand, seinen Begleiter für den Augenblick auf's Aeußerste zu reizen, sagte:

„Ich wollte davon sprechen, als Du der Länge lang hinfielst, als der Engel der Grenze Dir den Pfeil sandte."

„Und weißt Du, warum ich es that, Dick?"

„Ja, ich erinnere mich, Du hattest gerade einen Anfall."

„Nun also. Kein Wort mehr davon. Ich habe Dir die Natur dieser Zufälle ganz bestimmt erklärt. Du hättest Dir's merken sollen."

„Nun, das thut Nichts, Jenkins! wenn Du bald wieder welche hättest, so könnte es schlimm kommen, denn wenn Du sie hättest, und Dich wieder davon erholtest, so würdest Du zu Deiner Verwunderung wahrscheinlich noch mehr bekommen!"

„Glaubst Du denn, daß sie uns in der Nähe belauern wollen?" erwiderte der arme Teufel, dessen prahlerischer Ton plötzlich verstummt war.

Dick konnte ein Lächeln nicht verbergen, als er sagte:

„Ziemlich nahe, mein lieber Jenkins, wie Du bald sehen wirst. Wenn Du Dich jedoch gut hältst, wenn Du auf das achtest, was ich Dir sage, so

wirst Du zu unserer Ehre bestehen, dafür bürge ich Dir."

„Ach! ich wollte, wir wären schon wieder zurückgekehrt. Ich bin kein Freund von Indianern, mit welcher Sauce Du sie mir auch vorsetzen magst."

„Ich bin ebensowenig ein Freund davon. Deßwegen müssen wir fort, dann werden wir desto schneller damit fertig."

Die Reise ward schweigend fortgesetzt. Nachdem Beide den Ohio zu Anfang ihrer Expedition passirt, kamen sie spät am Nachmittag an einen kleinen Fluß den sie leicht durchschwammen, da Beide ausgezeichnete Schwimmer waren, Jenkins sowohl, als Dingle.

Am andern Ufer angekommen, ruhten sie einige Augenblicke, um etwas von den Speisen zu genießen, die sie mitgenommen.

Inzwischen war es dunkel im Walde geworden, aber da der Mond schön hell schien, so gingen sie noch einige Stunden und erreichten ein Fort, welches in einer Lichtung lag, wo man eine Colonie zu gründen beabsichtigte.

Ein kleiner Wachtposten war vor einigen Monaten auf den Befehl des Gouverneurs des Gebiets hier stationirt worden.

Die Schildwache hatte Dingle bemerkt, sobald er sich vor dem Fort gezeigt. An der Parole erkannte man ihn bald und einer der Soldaten ging hinunter,

öffnete und empfing unsere Reisenden mit lebhafter Freude.

Louis Whetzel, dieser berühmte Jäger, den wir dem Leser bereits vorgestellt haben, befand sich in diesem Fort und das Wiedersehen mit Dingle war auf beiden Seiten herzlich und warm. Außer diesem Offizier bestand der Posten aus acht Soldaten, die Alle mit der Kriegsführung gegen die Indianer vertraut waren.

Man feierte die Ankunft der Kameraden mit einem Glas Whisky, denn Keiner, außer Jenkins, hatte sich zum Trinken nöthigen lassen. Dieser folgte als Neuling, mit erstaunten Blicken, den geringsten Geberden und Worten Dingle's. Der Schlaf und die wohlthätige Flüssigkeit wirkten bald auf sein schwaches Gehirn, und in einem Augenblick, wo Niemand es vermuthete, stahl er sich unter den Tisch und streckte sich auf den Boden. Einer der Soldaten kollerte ihn in eine Ecke, wo er bis zum Morgen schlief.

Dingle, Whetzel und mehre Andere, die mehr an Strapazen und starke Getränke gewöhnt waren, plauderten die ganze Nacht mit einander. Sie tranken genug, um redselig zu werden, und die Erzählungen, Anekdoten und Neuigkeiten kreuzten sich, wie Raketenschwärme, ohne Ende.

Louis Whetzel erzählte den Vorfall, den wir bereits angeführt haben, und als er seine Erzählung beendigt hatte, erhob er sich, und stieß aus voller Brust das Kriegsgeschrei des Shawnies aus.

„Ich bin bereit,“ sagte er. „In diesem Augenblicke würde ich einen Bären bekämpfen und einen Indianer erwürgen, um seinen Scalp zu haben.“

Indem er dies sagte, gab er dem unschuldigen Jenkins einen sonderbaren Fußtritt, daß dieser erschreckt aus dem Schlafe auffuhr.

„Gott, was gibt es denn?“ rief er aus, indem er sich schnell erhob.

„Es ist Tag, und daher Zeit, daß wir uns auf den Weg machen,“ erwiderte Dingle.

„Ja,“ setzte Whetzel hinzu, „ich muß mit flußaufwärts gehen, damit ich diese Teufel sehe.

Whetzel war ein Mann von merkwürdiger Persönlichkeit. Sein Wuchs war etwas weniger als mittelgroß, aber seine breite und musculöse Brust, seine Schultern und herkulischen Arme gaben ihm das Gepräge eines mit ungewöhnlicher Stärke begabten Mannes. Seine Hautfarbe war fast eben so braun, als die der Indianer, und sein Gesicht hatte Blatternarben. Seine Augen waren so dunkelschwarz, daß man davor erschrak. Es ist thatsächlich wahr, daß wenig Menschen seinen Blick aushalten konnten, wenn er zornig war. Er hatte sich nie das Haar verschneiden lassen, so daß zu der Zeit, von welcher wir sprechen, es buchstäblich bis zu den Knieen herabreichte.

Nach einem kurzen Lebewohl an seine Freunde ging Dingle mit seinem schüchternen Kameraden tiefer in den Wald hinein. Der Jäger ging auf seine Weise voraus,

das heißt, so leise und so vorsichtig, daß man zehn Schritt weit ihn nicht hörte, von Zeit zu Zeit ausgenommen, wenn Jenkins sich näherte und sich unglücklicher Weise mit den Füßen in den Lianen verwickelte und auf seine Hände und Kniee fiel, indem er seinen Fall stets mit Ausrufen und Klagen begleitete, ja sich zuweilen soweit vergaß, daß er ein Gespräch anfangen wollte.

Indessen setzten Beide ihre Reise bis zum Abend fort, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorfiel. Sie begegneten keinem menschlichen Wesen, weder einem weißen noch einem rothen, und erst in der Dämmerung erreichten sie den Fluß, den Dingle als den kleinen Miami bezeichnet.

„Gott!“ rief Jenkins verblüfft aus, „müssen wir denn hier wider durchschwimmen?“

„Nein, wir werden rudern, glaube ich.

„Rudern! .... wo wäre denn ein Boot?“

„Vorwärts! nicht so viel gefragt ..... Du wirst's wohl sehen.“

Während Dingle so sprach, ging er eine Zeit lang am Ufer hin und her, dann blieb er vor einem Dickicht stehen, bückte sich und zog ein kleines, aus Birkenholz gebautes Canoe hervor, welches so leicht wie Papier und mit zwei kleinen Rudern versehen war, die er Jenkins in die Hände gab. Dann schob er das gebrechliche Fahrzeug in's Wasser und es tanzte wie eine Nußschale auf den Wellen.

„Wo, zum Teufel, hast Du denn das kleine Ding her?“ fragte Jenkins.

„Es ist das Boot des Engels der Grenze. In diesem Canoe haben wir in unserer Jugend unsere sentimentalen Fahrten gemacht.“

„Ist das wahr? .... Du scherzest wohl?“ erwiderte Jenkins ungläubig.

„Ich glaube, Du kenntest mich genau genug, um zu wissen, daß ich niemals scherze, wenn ich im Walde umher streife, Meister Jenkins. Schnell, schnell, in das Boot.“

Wenn einer unserer Leser je ein indianisches Canoe gesehen, so wird er wissen, daß Dick nur über die Einfalt seines Kameraden spotten wollte, indem er ihn aufforderte in dieses Boot zu springen, ohne damit umzuschlagen, denn ein solcher Sprung ist für Jemanden, der nicht daran gewöhnt ist, eben so unmöglich, als gleich beim ersten Mal, wo man Schlittschuh anschnallt, damit auf dem Eise zu laufen. Jenkins aber war zu einfältig um nur im Geringsten zu argwöhnen, daß Dingle scherzte, da er ihn mit so ernster Miene sprechen sah.

Er that also einen Sprung, und traf mit dem Fuß auf die kleine Barke, die wie ein Blitz unter ihm hinwegglitt, so daß unser angehender Schiffer fiel und mit großen Lärm im Wasser verschwand.

„Das verwünschte Boot! Wer, zum Teufel, hat es denn so unter mir wegschlüpfen lassen können?“ fragte

er, als er bis auf die Haut durchnäßt, wieder an's Ufer kam und sich schüttelte.

„Du bist sehr geschickt,“ sagte der unerschütterliche Dick mit dem größten Phlegma, ohne auch nur eine Muskel zu verziehen. „Ich rathe Dir nur es ein Wenig zu üben, ehe Du in ein Boot springst, wenn Deine Beschäftigungen Dir dies gestatten. Nun ich sehe wohl ein, daß ich das Boot für dies Mal halten muß, bis Du drinnen bist.“

Indem Dick die That zum Worte fügte, ergriff er das Boot beim Spiegel und hielt es so lange fest, bis Jenkins bequem im Vordertheil desselben saß, dann ergriff er, nachdem er sich selbst in die Mitte gesetzt, die Ruder, schlug im Tact in's Wasser und glitt schnell auf das andere Ufer zu.

Jetzt war es ganz dunkel. In der Mitte des Flusses angekommen, konnten sie in vollständiger Sicherheit beide Ufer beobachten.

Dick ruderte ein bis zwei Stunden schnell weiter, ohne einen verdächtigen Gegenstand zu bemerken oder ein Wort mit seinem Gefährten zu sprechen.

Der Mond war aufgegangen, und stieg mit majestätischer Langsamkeit am Horizont empor. Er schien so hell auf die Wasserwüste herab, daß es zu gefährlich war die Reise so fortzusetzen.

Eine Reihe großer Bäume begränzten den Fluß auf beiden Ufern und gaben schützenden Schatten.

Dingle ruderte sein Boot nach dem linken Ufer,

und da seine Fahrt auf diese Weise gedeckt ward, so befahl er Jenkins keinen Laut von sich zu geben.

Dick ruderte immer fort, Stunde auf Stunde verrann und so ging es bis Mitternacht. Nachdem er sich dem Ufer fast ganz genähert, wechselte er seinen Platz mit Jenkins, dem er nun die Handhabung der Ruder anvertrauete.

Es war anfangs, als ob der arme Teufel das Boot umschlagen lassen würde, aber nach und nach gewöhnte er sich. seine Hand ward fester, sein Ruderschlag sicherer und regelmäßiger, und endlich entledigte er sich seiner Aufgabe zur Zufriedenheit seines Herrn, seltsamer Weise ohne zu murren. Beide wechselten so mehrmals mit einander ab.

Endlich fand es der Waldläufer für gut, anzulegen. Als er und sein Begleiter ausgestiegen waren, zog er sein Canoe an's Land und versteckte es sorgfältig am Ufer.

Es war heller Tag. Unsere Reisenden vertieften sich wieder in den Wald, denn sie waren an der Stelle angelangt, von welcher aus sie den Fluß Mad erreichen konnten.

Sie gingen an dem indianischen Dorf vorüber, von welchem wir gesprochen haben, und welches nicht weit von dem Orte lag, wo jetzt Xenia steht. Da dieses Dorf kleiner und weniger wichtig als Piqua war, so beschloß Dingle, es erst auf der Rückreise zu besuchen. An der Stelle, wo er ausgestiegen, machte der Fluß

eine Biegung nach Osten, so daß es, da Dingle den nordwestlichen Weg nach dem Mad einschlug, nicht einmal nöthig war, einen Umweg zu machen, um das Dorf zu meiden.

Uebrigens waren unsere Freunde so weit auf ihrem Wege fortgeschritten, daß Dingle noch lange vor Einbruch der Nacht Piqua gewiß zu erreichen hoffte. Damit dies möglich wäre, kroch, oder glitt er vielmehr durch dichte Gebüsche, von Jenkins gefolgt, der aufrecht ging, und hinter ihnen die Zweige wieder ordnete, so daß keine Spur ihren Weg verrathen könnte. Nachdem sich Beide auf diese Weise einen undurchdringlichen Versteck bereitet, verbargen sie sich und schliefen fest ein. —

Dingle besaß die Fähigkeit, welche so eigenthümlich, und doch so leicht zu erlangen ist, nämlich die, in jedem Augenblick, wann er wollte, aufzuwachen. Gegen Mittag öffnete er also die Augen, richtete sich auf seinem Sitz empor und gab Jenkins einen kräftigen Fußtritt.

Es war dies eine übertriebene vertrauliche Art und Weise, ihm anzudeuten, daß er sich zum Weitermarsch vorbereite.

Nach einer reichlichen Mahlzeit, welche aus den Resten des Wildprets bestand, welches sie mitgenommen, krochen sie aus ihrem Nachtlager hervor und setzten ihre Reise weiter fort.

Da sie sich der indianischen Colonie immer mehr

näherten, so verdoppelte Dick seine bis ins Kleinste gehenden Vorsichtsmaßregeln. Was Jenkins betrifft, so schauderte dieser, von der schrecklichsten Furcht geschüttelt.

„Bleibe wenigstens nicht zurück!“ sagte der Waldläufer mit einer etwas grausamen Ironie zu ihm.

„Beim heiligen Martin, das thue ich nicht. Alle Mal, wenn Du stehen bleibst, stoße ich mich an Dich. Ich habe schon eine ganz zerstoßene Nase.“

„Das schadet nichts! Wir kommen von Minute zu Minute näher.“

„Ich weiß es, und das beunruhigt mich eben. Wenn wir in entgegengesetzter Richtung gingen, so würde ich viel ruhiger sein.“

Sie waren schon mehre Male auf Spuren von Indianern gestoßen, ja einige dieser Spuren waren so frisch in den Boden eingedrückt, daß Dingle Umwege machte, um eine Begegnung mit denen zu vermeiden, die diese Spuren hervorgebracht, wobei Jenkins jedes Mal von Fieberfrost geschüttelt ward.

Vor der Dämmerung erstiegen sie eine Art Anhöhe, welche die Grenze eines Thales zu sein schien, welches sich zur Linken ausdehnte.

Jenkins folgte seinem Führer so dicht, daß er kaum mit den Augen über ihn hinwegblicken konnte, ohne zu sehen wo er ging, und ohne sich auch darum zu kümmern.

Nachdem sie ungefähr eine Stunde gegangen waren, kamen sie oben auf dem Hügel an. Dick blieb stehen.

„Wirf einmal einen Blick da hinunter," sagte er, indem er die Zweige vor sich auseinanderbog.

Jenkins folgte der Richtung seines Fingers und erblickte zu seinen Füßen das ganze indianische Dorf.

„Gott, ist das sonderbar!" rief er aus.

„Es würde einen ganz anderen Eindruck auf Dich hervorbringen, wenn Du wüßtest, warum so darin herum gewirthschaftet wird."

„Du willst mir doch nicht etwa weiß machen, daß dies unsretwegen geschieht!"

„Ja wohl, gerade unsretwegen."

„Dann wollen wir machen, daß wir fortkommen."

„Ich will nicht gerade sagen, unsrer Zwei wegen, sondern gegen unsere Colonie, gegen unser Fort rüsten sie sich."

„Oh, so! Ich glaubte, Du wolltest sagen, daß sie uns hier vertreiben wollten."

Es war für jeden Zuschauer deutlich zu erkennen, daß die Wilden in der Ebene Vorbereitungen zu einem Kriegszuge trafen. Dingle wußte, nach dem, was ihm der Engel der Grenze offenbart, im Voraus, daß dieser Zug gegen sein Dorf gerichtet sein würde.

Die Mehrzahl der Krieger, war auf einem weiten Platze versammelt, an dessen einer Seite sich das Dorf hinzog. Von der Höhe eines Baumstammes predigte ein Redner in gewissen Zwischenräumen auf andächtige Gruppen los.

Die Geberden, die Bewegung der Köpfe, ein Wort,

welches bis zu dem Versteck unsrer Freunde drang, machte es diesen möglich, den Sinn dieser kriegerischen Worte zu verstehen.

Die Indianer waren frisch tätowirt, hatten ihren scheußlichen Schmuck angethan und gaben durch ihr Geschrei die Freude und die Begeisterung zu verstehen, welche diese Redner hervorriefen.

Mit jedem Augenblicke wurden die Gruppen durch neue Ankömmlinge vermehrt.

Man sah fortwährend, zwischen dem Wald und der Ebene hin und her gehen und endlich schien das ganze Dorf von der lebhaftesten Aufregung beherrscht zu sein.

Dingle hatte genug gesehen. Er hätte sich sogleich auf den Weg machen können, um die Colonie zu benachrichtigen, daß die Shawnies im Begriff wären, den Krieg zu erklären, und daß, allem Anscheine nach, ihre Wuth auf das Fort gerichtet sein würde. Aber er wollte mehr wissen, ehe er nach der Colonie zurückkehrte.

Trotz des hellen Mondscheins, war das Dickicht so undurchdringlich, daß unsre Spione nicht zögerten, sich dem Feinde noch mehr zu nähern. In wenigen Augenblicken waren sie nur noch hundert Schritte von den Rothhäuten entfernt und konnten in das Dorf hinabschauen. Sie krochen auf Händen und Füßen, indem sie von Zeit zu Zeit inne hielten. An dieser Stelle angekommen, blieben sie unbeweglich.

„Bleibe ruhig hier, während ich die Umgebungen erforsche," sagte Dick zu Jenkins.



„Halt, Dick. Wie lange wirst Du weg bleiben?“ erwiederte Jenkins in flehendem Tone, indem er versuchte, Dick bei seiner Blouse zurückzuhalten.

„Ich weiß es nicht! Still!“

In diesem Augenblicke ließ sich ein knisterndes Geräusch in dem Gebüsch hören, unsere Freunde legten sich platt auf die Erde hin, vermochten aber trotzdem die dunkle Gestalt eines Indianers zu unterscheiden, die sich an dem hellen Mondschein in der Dunkelheit abhob, und die Richtung nach dem Dorfe zu einschlug.

„Der Teufel! Er kommt auf uns zu,“ sagte Jenkins ängstlich, „wo ist denn meine Büchse.“

„Schweig! oder ich schlage Dir den Schädel damit ein.“

Während Dick dies sagte, zog er sein Messer aus dem Gürtel, denn eine Begegnung mit dem Indianer schien unvermeidlich. Dieser kam gerade auf sie zu, aber als er nur noch zehn Schritt entfernt war, wendete er sich links und verschwand, indem er so, vielleicht ohne es zu wissen, einem Kampf und ohne Zweifel einem sicheren Tode entging.

„Rühre Dich nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme,“ sagte Dingle wieder zu seinem Kameraden.

„Einen Augenblick bleibe noch, Dingle! Nur eine Frage!“

„Sprich! — aber schnell.“

„Wie lange wirst Du weg bleiben?“

„Wie soll ich es denn wissen! . . . . ein bis zwei Stunden."

„Was soll ich denn während dieser Zeit machen?"

„Nichts weiter, als Dich ruhig verhalten. Rühre Dich keinen Fuß breit vom Flecke, wenn Dir Dein Kopf lieb ist."

„Wenn er mir lieb ist? Natürlich ist er es, ich möchte ihn um Alles auf der Welt nicht verlieren. Wenn nun aber die Indianer zufällig hierher kämen, was ist dann zu thun."

„Verhalte Dich ruhig, ich wiederhole es; denn es ist eben so gut möglich, daß sie nicht kommen oder daß sie Dich gar nicht entdecken, wenn sie kommen. Wenn Du aber von ihnen überrascht wirst, so stürze Dich entschlossen mit dem Messer in der Hand auf den Ersten, der Dir in den Weg kommt, und dann lauf' in die Wälder. Du kannst schnell genug laufen, um ihnen zu entkommen. Natürlich mußt Du all' Deinen Muth und Deinen Scharfsinn entfalten, aber ich bin überzeugt, daß es Dir gelingen wird."

„Nun, ich würde es versuchen, Dick; aber ich sähe es lieber, wenn Du hier bliebst."

„Das ist unmöglich; belästige mich nicht weiter."

Mit diesen Worten schlich Dingle verstohlen in das Dickicht und indem er wie eine Schlange auf dem Boden hin glitt, verschwand er. Er schlug den Weg nach der entgegengesetzten Seite des Dorfes ein. Er hatte Anfangs nicht die Absicht, sich so weit zu wagen, aber

die Unmöglichkeit, einen günstigen Standpunct zu erhalten, trieb ihn immer vorwärts, und in jedem Augenblick richtete sich ein neues Hinderniß vor ihm auf.

Die Indianer gingen ihrerseits so oft an dem Wald vorüber, daß eine Begegnung unvermeidlich schien. Sie konnten so plötzlich zum Vorschein kommen, daß Dingle sie vielleicht nicht eher sah, als bis in dem Augenblick, wo sie, so zu sagen, auf ihn losrückten, und nur mit der größten Vorsicht war es ihm möglich, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Oftmals hatte er bereits das Messer gefaßt und sich gebückt, um seinen Anlauf zu nehmen, aber sein guter Stern beschützte ihn sichtbarlich.

Dingle war zwei Stunden weggeblieben und hatte einen Ort erreicht, von wo aus er Alles entdecken konnte, was er zu wissen wünschte, als ein Flintenschuß und lautes Geschrei sich von der Seite her vernehmen ließen, wo er Jenkins zurückgelassen. Er hörte schnelle Schritte im Dickicht des Waldes und rings umher ertönten Alarmsignale.

„Dieser verwünschte Narr wird sich in irgend eine Verlegenheit gestürzt haben," murmelte er.

Und indem er einige Schritte zurück that, näherte er sich eiligst seinem Kameraden. Er kam nach einigen Augenblicken an der Stelle an, aber die Signale hatten aufgehört. Außergewöhnliche Stille herrschte in dem Dorfe.

Er machte nun seinerseits ganz nutzlose Signale für

Jenkins. Er erhielt keine Antwort. Er war an der Stelle angekommen, wo er ihn verlassen, allein es war Niemand da.

„Der Narr wird sich mit dem Feinde eingelassen haben, das ist aber gut, denn es wird ihn Vorsicht lehren, ehe er wieder in's Fort zurückkehrt.“

Achtes Kapitel.

Angstvolle Stunden.

Dingle wartete bis zum nächsten Morgen im Walde auf Jenkins, indem er sein Rufen und seine Signale fortsetzte, allein ohne Erfolg. Er hoffte Anfangs, daß er entschlüpft wäre, aber nachdem er lange und mit der größten Genauigkeit das Dorf und dessen Umgebungen von seinem Verstecke aus beobachtet, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß sein armer Kamerad gefangen genommen worden sei. Er kannte die Gebräuche und Gewohnheiten der Shawnies zu gut, um in dieser Beziehung noch irgend welchen Zweifel zu hegen.

„Nun wohl, Dingle," sagte er zu sich selbst, indem er wieder zum Monolog, seinem großen Troste bei feierlichen Gelegenheiten, seine Zuflucht nahm, „nun wohl! was willst Du nun anfangen, mein Freund? . . . Der arme Teufel befindet sich in den Krallen dieser Ungeheuer, Das steht fest, und ihn darin zu lassen, ist nicht gut. Wir wollen einmal überlegen. Die große Frage

im vorliegenden Falle ist die: wer soll gerettet werden, er oder die Colonie?" Wenn ich noch eine Zeit lang in dieser Gegend herumstreife, so werde ich auch gefangen genommen werden, und Das darf nicht geschehen. Nein, nein, sie sollen Dick Dingle nicht gefangen nehmen? .... Die Rothhäute wollen einen Zug unternehmen, um sich Scalpe zu holen, Das steht auch fest, und sie werden Meister Jenkins dort verschimmeln lassen, um sich das Vergnügen aufzusparen, ihn als Leckerbissen zu braten, die Sybariten! Folglich wird auch Meister Jenkins völlig Zeit haben, einen Schatz von Beobachtungen zu sammeln und Alles vollständig zu erfahren, was seine Feinde betrifft, ja, vielleicht erhält er sogar die Erlaubniß, ihnen einen Besuch abzustatten. Ergo, Richard Dingle, mein Freund, mußt Du nach dem Fort zurückkehren, und zwar so schnell wie möglich."

Zu diesem einsichtsvollen Entschluß gekommen, verlor er keinen Augenblick, ihn auch auszuführen. Er wußte, daß er dem Feinde nicht viel vorauskommen könnte, und daß, trotzdem daß die Colonisten im Fort bewaffnet waren, es doch nicht weniger nöthig sei, sie schnell und genau von dem Sturme zu unterrichten, den sie unfehlbar auszuhalten haben würden.

Indem er also seine Büchse über die Schulter warf, wendete er sich südwärts und begab sich in den Wald.

Wir wollen ihn forteilen lassen und sehen, was aus seinem großthuerischen aber ängstlichen Kameraden geworden ist.

Der arme Kerl war in eine schlimme Situation gerathen.

Nachdem Dingle von ihm fortgegangen, hatte er es sich zum Gesetz gemacht, dessen Weisungen buchstäblich zu gehorchen. Er machte sich so klein, wie er nur konnte, indem er sich wie ein Igel zusammenkugelte.

Er hatte ungefähr eine halbe Stunde in dieser unbequemen Lage zugebracht, als er fest einschlief. Er hatte es nicht gewollt, der arme Teufel; aber die Anstrengungen der Reise und der Mangel an Schlaf, waren zu viel für ihn, so daß er seiner Müdigkeit erlag. Er würde höchst wahrscheinlich bis zu Dingle's Rückkehr geschlafen haben, wenn nicht ein ganz zufälliges Ereigniß geschehen wäre. Da er sehr schwer schlief, so drehte sich sein Körper zwei oder drei Mal um sich selbst und endlich fand er sich der Länge nach auf dem Rücken ausgestreckt.

Als er diese Bewegung machte, fuhr er mit den Händen nach hinten, und berührte ganz zufällig eine Kröte, die etwa zwei Schritte von ihm entfernt saß. Das schmutzige, erschreckte Thier that einen Sprung und fiel gerade auf das Gesicht unseres Freundes. Jenkins, der durch das ekelhafte Thier auf unangenehme Weise geweckt worden, setzte sich auf und ohne zu wissen, wo er sich befand, begann er einen Monolog, der mehr oder minder verworren und unzusammenhängend war.

„Ich möchte gern wissen," sagte er, „wer mich so in's Gesicht geschlagen . . . . . . Der Unverschämte

hat mich beinahe aus dem Bett geworfen ..... Das kann nur Dingle sein .... Ja, er macht es immer so. Ich habe eine eiskalte Nase ..... Es ist sonderbar, daß ein ehrlicher Mensch nicht schlafen kann, wenn es ihm gefällt .... Wie Unrecht es ist, die Leute so zu stören! Höre, Dick, lege Dich auch nieder ..... Halt, Dingle ist ja gar nicht da? Diese Sträucher ...... aber wo der Teufel bin ich denn?"

Er blickte sich bestürzt überall um. Allmählich erinnerte er sich seiner Lage, und dann bedachte er mit lebhafter Sorge, daß er sich selbst verrathen haben könnte. Er horchte keuchend einige Augenblicke, und da er nichts hörte, beruhigte er sich.

Da er sehr schläfrig war, verfiel er bald wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, allein seine Ruhe sollte nicht lange dauern.

Wirklich hatten ihn zwei Shawnies, die in diesem Augenblicke einige Schritte von ihm entfernt vorübergingen, gehört. Leise warfen sie sich platt auf die Erde nieder und krochen zu ihm hin, gerade in dem Augenblicke, wo er bewußtlos ward.

Zu gleicher Zeit hatte einer der kleinen, immer herumlaufenden spürenden Hunde, die man so oft in indianischen Dörfern sieht, dieselbe Entdeckung gemacht. Er sprang kühn auf den ausgestreckt daliegenden Mann, streifte mit seiner kalten Nase dessen Wange und begann wüthend zu kläffen.

Der wie electrisirte Jenkins ergriff, da er sich der

Worte Dick's erinnerte: „Im Fall Du überrascht wirst, gieb Feuer und fliehe," seine Büchse, schoß auf den Hund und nahm Reißaus.

Ohne den unglücklichen kleinen Hund wäre er gerettet gewesen! Die Indianer, welche ihn für einen Kundschafter hielten, waren durch seinen plötzlichen Angriff erschreckt, zögerten und ließen ihn Boden gewinnen. Der verwünschte Hund aber, der nicht getroffen worden, verfolgte unsern Freund hartnäckig mit seinem wüthenden Gebell und belästigte ihn, indem er vor ihm herlief, um ihm den Weg zu versperren.

Jenkins war zu erschreckt, um sich ordentlich vorzusehen. Er verwickelte sich mit den Füßen in den Hund, und stürzte hin. Ehe er aufstehen konnte, waren die Indianer über ihn hergefallen und machten ihn mit ihrem Triumphgeschrei beinahe taub.

„Keinen Widerstand .... oder .... Du todt! Du nicht laufen!" sagte einer der Wilden in schlechtem Englisch zu ihm.

„Jerusalem! Tödtet mich nicht, meine guten Freunde! Wie der Teufel, wollt Ihr denn, daß ich mit Euch Zweien auf dem Halse laufen soll ..... Tödtet mich nicht!"

„Rasch in die Höhe!"

„Gewiß .... Ja .... gern .... aber tödtet mich nicht!"

Der Eine der Wilden hatte sich bereits seiner Büchse bemächtigt. Als er wieder aufgestanden war, faßten ihn

die beiden Indianer jeder an einem Arm und drückten ihn kräftig. Unterdessen waren wohl noch zwanzig Indianer herbeigekommen und umgaben die Gruppe, tanzend, gestikulirend, heulend, wie es in solchen Fällen ihre Gewohnheit war. In diesem Triumphzuge kam Jenkins mitten in dem indianischen Dorfe an.

Während man ihn so führte, durchstreiften ungefähr zwanzig Indianer die Umgegend, um sich zu vergewissern, ob nicht noch andere Weiße im Hinterhalt lägen. Was den Gefangenen betraf, so führte man ihn in eine Hütte, warf ihn mit dem Gesicht auf die Erde und band ihm die Hände auf den Rücken. Seine Füße wurden ebenfalls fest gebunden, so daß der arme Teufel sich in einem Schraubstock zu befinden glaubte.

„Wozu, zum Teufel," sagte er zu seinen Henkern, „soll es denn nützen, daß Ihr mich so behandelt? Wenn ich Euch sage, daß ich nicht entfliehen werde! Ihr solltet nicht an meinem Worte zweifeln."

„Höre doch, Du alter heidnischer Bösewicht," sagte Jenkins, indem er sich an einen der Indianer wendete. „Anstatt mir dort an der Thür Fratzen zu schneiden, komm doch lieber her und nimm mir meine Fesseln ab, die mir die Hände zerschneiden!"

Da der Indianer eben so wenig auf ihn hörte, wie seine Kameraden, so schloß Jenkins daraus, daß er kein Englisch verstünde. Trotzdem wiederholte er seine Bitte, indem er aus Leibeskräften schrie, als ob sein Lärmen eher ein Verständniß herbeiführen könnte. Da er aber

trotzdem keine Antwort erhielt, so rief er wie ein trotziges Kind aus:

„Nein! ich will nicht, daß man mir meine Fesseln abnehme, und wenn Du es jetzt thun wolltest, so würde ich es Dir nicht zulassen."

Da seine Sieger indessen keine andere Absicht, als ihn im Auge zu behalten, an den Tag legten, so fügte Jenkins sich in das Unvermeidliche und entschloß sich ruhig zu bleiben und zu schweigen.

Die Nacht ging vorüber, eine traurige Nacht für den armen Gefangenen, ohne daß irgend eine Veränderung seine Lage verbessert hätte. Was den Schlaf betraf, so war unter solchen kritischen Umständen nicht daran zu denken. Jenkins verharrte in dem trotzigen und mürrischen Schweigen eines wüthenden Menschen, welches er zuweilen durch lautes Fluchen unterbrach, was aber um so vergeblicher war, als seine Wächter nicht das Geringste davon verstanden.

Während diese wachsamen Hüter unseren unglücklichen Freund so scharf bewachten, gab es noch eine Hütte im Dorfe, in welcher man auch nicht schlief.

Hier saß nämlich eine Art Tribunal, dessen Entscheidungen von außerordentlicher Wichtigkeit für Jenkins waren. In der Hütte des Häuptlings hatten sich fünfzig Krieger versammelt, die über sein Leben oder seinen Tod beriethen.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß eine Berathung über diesen ernsten Gegenstand stattgefunden habe,

denn in einer Beziehung waren Alle einig, nämlich, daß ihr Opfer sterben müsse, ja man hatte nicht nur beschlossen, daß Jenkins sterben, sondern sogar, daß er an einen Pfahl gebunden und verbrannt werden solle.

Es war nur noch eine Frage der Zeit. Man konnte nicht erwarten, daß sich auch nur eine einzige, abweichende Stimme in Bezug auf Jenkins' Schicksal erheben würde. Und wirklich erhob sich keine, aber es erhob sich nun die zweite Frage: Sollte er den Tod vor dem Kriegszuge erleiden, so daß derselbe zugleich als Kriegserklärung diente, oder sollte man bis zur Rückkehr warten?

Das war der Gegenstand der Berathung. Die Indianer beabsichtigten, den nächsten Morgen zu früher Stunde nach der Colonie aufzubrechen, von der wir unsern Lesern schon so oft erzählt haben, denn sie fürchteten mit Recht, daß jede Stunde der Zögerung ein gewonnener Tag für den Feind sein würde.

So bestimmten sie denn, daß Jenkins bis zu ihrer Rückkehr streng bewacht bleiben, und dann den schrecklichen Tod durch das Feuer erleiden sollte.

Außerdem lag in dieser Bestimmung auch eine Bosheit, die dieser Cannibalen vollkommen würdig war. Man rechnete nämlich sehr auf die Begeisterung und Aufregung der kriegerischen Leidenschaften, um den seltenen Genuß zu erhöhen, den die Todesangst des Gefangenen ohne Zweifel den Siegern bereiten würde.

Ein großes Glück für Jenkins war es, daß Mac

Gable nicht beim Rath gegenwärtig war, denn wenn dies der Fall gewesen wäre, so hätte unser armer Jäger den Morgen nicht wiedergesehen. Der listige Mac Gable wußte nämlich aus langer Erfahrung, daß die Rothhäute keinen Weißen sicher gefangen halten könnten, als bis er den Tod erlitten, den er von ihrer Rache erwarten mußte. Mac Gable war aber seit zwei Tagen fort, um die Dörfer im Thale der Sciota zu beobachten, und daher wußte er nichts von der Gefangennahme des armen Jenkins.

Mit Tagesanbruch begann eine große Bewegung im Dorfe. Man traf mit geräuschvoller Thätigkeit die Vorbereitungen zum Aufbruch.

Jenkins, welcher Zeuge dieser lärmenden und verwirrenden Scenen war, nahm, wie man leicht begreifen wird, nur mittelmäßiges Interesse daran; eine Art stoischer Gleichgültigkeit war an die Stelle des Entsetzens getreten, welches ihn Anfangs ergriffen hatte.

„Zum Teufel! ich scheere mich viel um ihr Thun und Treiben! Sie mögen mich nachher verbrennen oder fressen, wenn sie sich nur wenigstens jetzt beeilen!“ sagte er bei sich selbst.

Kaum war der Tag angebrochen, als die Krieger sich auf den Weg machten. Ungefähr zwölf Indianer blieben zurück, um das Dorf zu bewachen und darauf zu sehen, daß kein Befreiungsversuch zu Gunsten des Gefangenen gemacht würde.

Eine Menge Kinder und Frauen stürzten unter

schrecklichem Geschrei in die Gasse, wo er gefangen gehalten wurde, und füllten dieselbe bald.

Seine Wachen ließen anfangs diese wahnsinnige Menge zu, die sich gegen ihn alle die widersinnigen und grausamen Späße erlaubte, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich gemacht werden. Man kniff ihn, zog ihn an den Haaren, schlug ihn mehr oder minder derb mit Ruthen; und mißhandelte ihn auf andere Weise.

Endlich riß ihm die Geduld und er sagte zu seinen Wächtern:

„Zum Teufel!“ wenn Ihr diese Bestien nicht wegjagt, so werde ich eine nach der andern umbringen!“

Und indem er dies sagte, schüttelte der arme Jenkins seine Fesseln und krümmte sich vor Wuth.

Diese Offenbarung seines ohnmächtigen Zornes erregte bei allen Shawnies von jedem Alter und Geschlecht große Heiterkeit.

Die Wächter selbst aber bekamen diese thierischen Rohheiten endlich satt, denn die Menge drängte sich in solchen Schaaren herein, daß belästigt, halb erstickt und ärgerlich, diese blödsinnigen Henkersknechte sie wieder hinaustrieben und den Platz räumten, wenn auch nur zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und Befriedigung.

„Es ist gut, daß Ihr das gethan habt, denn sonst hätte ich einigen dieser tollen Hunde den Schädel eingeschlagen!“ sagte Jenkins.

Zu Mittag brachte man dem Gefangenen zu essen: Er verschlang die kärgliche Portion mit wahrem Wolfshunger; seine traurige Lage schien wenig Einfluß auf den Appetit zu haben. Seine Furcht und dann seine Gleichgültigkeit hatten einer rauhen und sorglosen Verwegenheit Platz gemacht. Bis zum Wahnsinn aufgeregt, war er auf Alles gefaßt, was da kommen würde. Er schwur sich, vor dem Morgen frei zu sein, obgleich er sich noch nicht überlegen konnte, wie er dies anfangen wollte.

Seine Wache war fortwährend bei ihm. Gegen Abend begann das rohe, unbändige Volk wieder in ungeordneten Schaaren in die Hütte zu dringen. Eine Zeit lang hielt man sie an der Thür zurück, aber durch dieses Hinderniß in Wuth gebracht, drängte die erbitterte Menge mit solcher Gewalt an eine der Seiten der Hütte daß die Wand eingedrückt ward.

Wie ein Strom, der seine Dämme durchbricht, stürzten nun die Shawnies in die Hütte, und überschwemmten, so zu sagen, Jenkins und seine Wächter.

Es entstand eine entsetzliche Verwirrung. In der Finsterniß, denn bei Eindringen der Menge waren die Fackeln ausgelöscht, machte Jenkins die größten Anstrengungen, um seine Bande zu sprengen, indem er Stoß durch Stoß erwiderte, beinahe erdrückt von der Menge, die sich in jedem Augenblick vergrößerte. Allein seine Fesseln waren zu fest. Er war von Müdigkeit

und Schmerz gelähmt und hatte nicht mehr die Kraft, sich zu rühren.

In diesem Augenblick fühlte der Unglückliche, wie die kalte Schneide eines Messers an seinem schaudernden Körper hinunterfuhr, aber zu seiner größten Verwunderung waren seine schmerzenden, geschwollenen, verletzten Glieder frei! Seine Bande lagen ihm zu Füßen.

Er verlor keine Minute.

Sich diese wunderbare Dazwischenkunft, durch welche er wieder frei geworden, ohne zu wissen, was um ihn vorging, zu Nutzen machend, entfernte er sich durch die Bresche in der Mauer.

In diesem Augenblick berührte eine zarte Hand, wie die eines Kindes, die seinige, und er hörte, wie Jemand ihm ins Ohr flüsterte:

„Halte Dich nicht auf; laufe so schnell als Du kannst."

„Ich danke, zweifelt nicht daran," erwiderte er, obgleich er in dem schrecklichen Lärm, der ihn umgab, kaum sein eigenes Wort hören konnte.

Er entfloh also in der Dunkelheit. Es war auch Zeit! In diesem Augenblicke kamen mehre Indianer mit Fackeln herbei, während mehre andere sich an den Eingang postirt hatten, um seine Flucht zu verhindern. Sie hielten dies jedoch nur für eine ganz einfache, instinctive Vorsichtsmaßregel, denn sie rechneten nur zu sehr auf die Festigkeit der Bande, mit welchen man

den Gefangenen gefesselt, als daß sie geglaubt hätten, er könne entfliehen.

Ehe also die Lichter kamen, nahm Jenkins alle seine Kräfte zusammen, that einen ungeheuern Sprung und lief in der größten Eile in gerader Richtung davon. —

Aber noch ganz betäubt von der entsetzlichen Scene, an der er theilgenommen und die er mit angesehen, war er nahe daran, in eine andere Hütte hineinzurennen. Glücklicherweise war dieselbe leer, denn alle Bewohner des Dorfes waren an den Ort geeilt, wo man ihn noch gefesselt glaubte.

So machte er denn, ohne sich damit aufzuhalten, daß er untersucht hätte, welchen Schaden er in der elenden Hütte, die von dem Stoß halb eingestürzt war, angerichtet, eine Biegung nach links und wenige Augenblicke später befand er sich unversehrt und wohlbehalten außerhalb des Dorfes mitten im Walde

Unterdessen hatte man nun Fackeln in die Hütte gebracht, die ihm zum Gefängniß gedient. Man konnte anfangs im Scheine des Lichts weiter nichts, als einen Knäuel schwarzer Gestalten unterscheiden, die übereinander wegstolperten. Als Alle wieder auf den Füßen standen, und ein wenig Ordnung hergestellt worden, entdeckten die Shawnies zu ihrem Erstaunen, daß ihr Gefangener entschwunden war.

Die Indianer blieben stumm und vermochten sich die Ursache eines solchen Ereignisses nicht zu erklären.

Aber ein Shawnie läßt sich selten von seinen Gefühlen beherrschen, oder wenn er es thut, so geschieht es nur einen Augenblick lang. Ein langes und wildes Geheul verkündigte der Umgegend die traurige Nachricht, daß ein Weißer entflohen sei und den Wald gewonnen habe.

Nachdem der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, dachte man an die Verfolgung des Flüchtlings, und begann sogleich ihn zu suchen. Man sah in gewissen Zwischenräumen Lichter durch die Bäume scheinen und wie Leuchtkäfer im dunkeln Laube funkeln. Die Indianer suchten mit wahnsinnigem Eifer, und durchforschten das Gebüsch, wie Spürhunde. Man wendete alle Signale und andere Kunstgriffe der indianischen Kriegskunst an, allein vergebens.

Man konnte nicht erwarten, daß eine, unter so ungünstigen Umständen unternommene Verfolgung glücklich sei, und wirklich war sie ganz nutzlos.

Jenkins wußte seine Beine gut zu benutzen, besonders wenn sein Leben davon abhing, und die Weise, in welcher er durch den Wald rannte, hätte auch die Anstrengungen des schnellfüßigsten Indianers zu nichte gemacht. Er hatte fast die ganze Nacht vor sich, und hielt bis Tagesanbruch kaum einmal inne, um Athem zu schöpfen.

Gegen Mitternacht ging der Mond auf und erhellte den Wald, so daß der arme Jenkins in große Gefahr hätte

gerathen können, wenn seine Feinde in der Nähe gewesen wären. Glücklicher Weise aber waren sie in weiter Ferne, so daß er nur an sich zu denken brauchte.

Kaum war der Tag angebrochen, so fühlte Jenkins sich so ermattet, daß er zwischen die Wurzeln eines umgestürzten Baumes fiel und fest einschlief. So blieb er bis Mittag liegen, und er hätte sich noch viel länger dem Einfluß dieses stärkenden Schlafes hingegeben, wenn er nicht durch die Gegenwart eines Besuchs geweckt worden wäre, der ihn zum Bewußtsein seiner Lage brachte.

Er machte große Augen, und ward von Schrecken ergriffen, als er vor sich das geheimnißvolle Wesen sah, welches unter dem Namen „der Engel der Grenze" bekannt war. Sie stand in einiger Entfernung, indem sie Jenkins zugleich erfreut und sanft anblickte, und in der rechten Hand eine Büchse hielt, die er sogleich, als die seinige erkannte.

„Armer Jenkins! so bist Du also gerettet," sagte sie, als sie sah, daß er sie nicht anredete.

„Halt! Ihr seid es! Wie geht es Euch denn? ... Ich freue mich sehr, Euch wieder zu sehen .... Und wie geht es Euch Allen .... Gut, nicht wahr?" fragte Jenkins, der mit seiner Sicherheit auch seine heitere Höflichkeit und seine gewöhnliche Zungenfertigkeit wiederfand, und das übernatürliche Wesen mit Verneigungen und Kratzfüßen begrüßte, wie sie unter den jungen Landleuten üblich waren.

Der Engel schenkte diesen linkischen und schüchternen Ehrenbezeichungen keine Aufmerksamkeit, sondern wiederholte die Frage.

„Du hast Dich also gerettet?"

„Sehr gut, ich danke . . . . . . und wie steht es mit Eurem Wohlbefinden?"

„Du bist wohl geflohen? ich will es wissen?"

„Ah, ja . . . . es ist heute sehr schön."

Der Engel der Grenze schwieg und sah ihn erstaunt an. Die Wahrheit war die, daß der arme Jenkins eine so große Verwirrung empfand, daß er kein Wort von Dem verstand, was sie zu ihm sagte. Er setzte seine Gesten und Verbeugungen fort, bis er endlich wieder zur Besinnung kam, als er bemerkte, daß in den Zügen des Engels sich Erstaunen malte, aber daß man keine Heiterkeit darin lesen konnte.

Nachdem sie einige Augenblicke gewartet, wiederholte sie ihre Frage noch einmal.

„Oh! ja, Ihr fragtet mich, auf welche Weise ich entkommen wäre, nicht wahr! . . . Aber, ja, wie Ihr seht, habe ich mich aus den Klauen meiner Feinde befreit."

„Und Du warst nicht gefesselt?"

„Oh, ja wohl, mit Stricken . . . . noch dazu sehr starken!"

„Und wie hast Du es denn angefangen, Dich davon zu befreien?"

„O, ich habe alle meine Bande auf einmal gesprengt. Ich besitze athletische Kraft, obschon man es mir nicht ansieht."

„Da irrst Du Dich, mein armer Freund."

„Vielleicht habt Ihr meine Fesseln im Tumult zerschnitten!" sagte er in einem Tone prächtiger Ironie.

„Ich habe sie allerdings zerschnitten, und Dir gerathen, zu fliehen .... Also hättest Du Dir nicht allein die Ehre zuschreiben sollen," erwiderte sie sanft.

„Ich wußte nicht, daß Ihr es waret, sonst, glaubt mir, hätte ich mir nie erlaubt zu sagen ...."

Der arme Bursche war so bestürzt, daß er kein Wort weiter hervorbringen konnte.

„Und auf welche Weise hatte man Dich gefangen genommen?" fragte sie, indem sie sich vor ihn hinstellte und ihn unwiderstehlich fest mit ihren schwarzen Augen anblickte.

„Ich mußte der Uebermacht unterliegen. Ich möchte den Tollkühnen einmal sehen, der dreiundvierzig Shawnies hätte Widerstand leisten können!"

„Was sagst Du? Es waren so viele Indianer gegen Dich?"

„Zum Teufel, ich kann Euch nicht gerade die genaue Zahl angeben, es waren mehr oder weniger, aber ohne zu übertreiben, waren es gewiß zweiundvierzig!"

„Und .... wo ist der Mann, der Dich begleitete?"

„Wer? .... Dick Dingle .... Er wollte sich

nicht schlagen, der kluge Mann, und ließ mich die ganze Gefahr allein bestehen!"

„Ihr waret also Kundschafter, die man ausgeschickt hatte, um zu sehen, was die Indianer vorhätten? Ich glaube, daß Du bei diesem Unternehmen gefangen worden bist, während Dein Kamerad entfloh. Aber Gott sei gedankt, auch Du bist vor dem Tode bewahrt worden. Nach dem, was ich von Deinem Freunde weiß, hatte er genug über die Indianer erfahren, um die Ansiedler Alle zufrieden stellen zu können, und er wird sie besser über den Stand der Dinge unterrichten können, als es mir möglich wäre."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel, aber wenn ich wieder zu Hause sein werde, wird es auch mir möglich sein, allen meinen Freunden mehr mitzutheilen, als sie jemals von irgend Jemanden zu erfahren geglaubt."

„Ich bin Dir gefolgt, mein Freund, um mit Dir zu sprechen und Alles das von Dir zu erfahren, was Du mir soeben mitgetheilt. Ich freue mich sehr, daß Alles gut abgelaufen ist, und jetzt muß ich Dir Lebewohl sagen. Halte Dich ja nicht auf, denn wenn Du auch sehr weit von dem indianischen Dorfe entfernt bist, so könnte man Dir doch flinke Waldläufer nachgeschickt haben."

„Ihr wollt gehen! O, noch einen Augenblick!" rief Jenkins, der seine Hand erst ausstreckte und dann zurückzog, als er sich dessen erinnerte, was er von den

verhängnißvollen Folgen erzählen gehört, welche eine solche Vertraulichkeit mit dem Engel herbeiführen könnte.

„Was willst Du von mir,“ erwiderte der Engel, indem sie sich nach ihm herumdrehte.

In Wahrheit hatte sich Jenkins in das geheimnißvolle Wesen verliebt, und bei längerem Nachdenken wird man das gar nicht so staunenerregend finden.

Der Engel war in dem phantastischen Indianeranzuge außerordentlich schön und eigenthümlich. Adlerfedern, untermischt mit buntbemalten Stacheln von einem Stachelschweine, bildeten einen glänzenden Hauptschmuck, welcher prachtvoll gegen das üppige bläulich schwarze Haar abstach, das ihre Schultern wie ein Mantel einhüllte. Ihr kleines, zartes Gesicht, welches das anmuthigste Oval bildete, ward durch schwarze Augenbrauen und lange schwarze Wimpern geschmückt, welche Augen von unvergleichlichem Glanze beschatteten.

Eine feine und niedliche Nase, und ein lieblicher Mund, der mit Zähnen, oder vielmehr mit Perlen von unvergleichlicher Reinheit geschmückt war, vervollständigten dieses bezaubernde Antlitz.

Das Profil, welches von der Stirn bis zur Nase gerade war, trat nach dem Kinn zu, etwas zurück. Die Augen waren schwarz, aber sobald sie Jemanden anblickten, wurden sie mild und liebevoll, außerdem glänzten sie und besaßen die Gluth des Feuers.

Ein Mantel von grellen Farben fiel von ihren Schultern bis zu ihren Knöcheln, und ward um den

Leib herum von einem scharlachrothen Gürtel zusammengehalten. Ihre kleinen Füße, staken in niedlichen Mocassins, welche die feine Form hervorhoben, und zur Vervollständigung dieses Costüms, um welches sie ein Indianerhäuptling für sein Weib hätte beneiden können, umgaben mehre Wampumschnuren ihren Hals und ihren Gürtel.

Als Jenkins sah, wie sie sich nach ihm umdrehte, verlor er die Fassung mehr denn je, aber trotzdem und da er wußte, daß seine Zeit kurz war, sagte er, ohne zu zögern oder zu stottern:

„Ich möchte Euch Etwas sagen."

„Dann sprich."

„Ihr kennt wohl Dick Dingle, meinen Kameraden, der mich so feig verlassen?"

„Ja," erwiderte sie, ohne daß ein Muskel ihres Gesichts zuckte, und ohne daß sie aufhörte, ihn anzublicken.

„Nun, ich möchte Euch nur sagen . . . daß, wenn ich wie Ihr wäre, ich nie wieder Etwas mit ihm zu thun haben möchte, denn er ist ein boshafter Mensch. Ich würde nicht einmal mit ihm sprechen."

„Warum nicht?" fragte sie mit derselben Ruhe.

„Er ist entsetzlich gemein! Zum Teufel! Habe ich es Euch denn nicht schon tausend Mal gesagt! Wie oft werdet Ihr mich denn noch fragen?"

„Und . . . . das ist Alles?"

„Ja . . . . nein . . . . halt . . . ."



„Was willst Du denn noch?"

„Ich möchte gern wissen, ob . . . . ob . . . . ob Ihr . . . . ihn nicht liebt!" stotterte er schnell, indem ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

Bei diesen Worten erfaßte den Engel eine eigenthümliche Bewegung. Ihre Augen funkelten, ihre Lippen zuckten, und sie schien sich zu bemühen, Worte zu sagen, die nicht über ihre Lippen wollten. Augenblicklich aber unterdrückte sie ihre Bewegung und nachdem sie sich mit der Hand über die Augen gestrichen, blickte sie Jenkins fest an, ohne ihn jedoch einer Antwort zu würdigen.

„Mich liebt Ihr nicht, nicht war? Ich aber, ich liebe Euch!" rief Jenkins, welcher sich mit der sentimentalsten Begeisterung vor ihr auf die Kniee geworfen.

Der Engel der Grenze blickte ihn eine Minute lang ruhig an, erhob die Augen, kehrte ihm den Rücken und verschwand in dem Walde.
